Nr. 215. Donnerstag, den 13. September 1888. 5. Jahrg.

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die Erfolge des Sozialistengesetzes.

Der 9. September, der Tag, an welchem vor zehn Jahren jener Reichstag zusammentrat, welcher knapp 14 Monat später das Sozialistengesetz fertig hatte, gab der „Nordd. Allg. Ztg.“ Anlaß, einen Rückblick auf jene Zeit zu werfen und zugleich das Fazit der Wirksamkeit der positiven und der repressiven Gesetzgebung gegen die Sozialdemokratie, welche von da ab ins Leben trat, zu ziehen.

Das Blatt, dessen offizielle Verbindungen bekannt sind, ist mit den Ergebnissen der gesetzgeberischen Wirksamkeit der letzten zehn Jahre sehr zufrieden, was freilich niemanden besonders Wunder nehmen wird. Soweit die positive Wirksamkeit der Gesetzgebung in Betracht kommt, so weiß das Blatt von derselben zu sagen, „daß durch die wirthschaftliche Reform derselbe Reichstag, welcher das Sozialistengesetz annahm, Sorge hat tragen helfen, die Arbeitsgelegenheit im Lande zu vermehren; und seit 1881 hat die Reichsgesetzgebung fortgesetzt Maßnahmen getroffen, die bestimmt waren, dem wirthschaftlichen Verfall der arbeitenden Klassen nach Möglichkeit vorzubeugen. Diese Maßnahmen sind noch nicht zum Abschlusse gelangt; die in ihrer vollen Wirksamkeit eingreifendste derselben, die Alters- und Invalidenversorgung, dürfte den Reichstag in seiner nächsten Session beschäftigen.“

Die bereits ins Leben getretenen Maßnahmen haben nun, immer nach derselben Quelle, obwohl sie ihre Wirksamkeit noch nicht voll haben entfalten können, doch schon sehr gut gewirkt. „Wer heute den sozialen Zustand und die sozialdemokratische Gefahr mit dem Zustande von vor zehn Jahren vergleicht, wird dessenungeachtet bei objektiver Beurtheilung zu dem Anerkenntniß gelangen müssen, daß vieles besser geworden ist.“

Es ist also vieles besser geworden bei uns und die sozialdemokratische Gefahr hat gegen den Zustand von vor 10 Jahren viel von ihren Schrecken verloren.

Wie kurz doch das Gedächtniß unserer offiziellen Lohnschreiber ist! Noch ist kein Jahr vergangen, daß dem Reichstag die Puttkamer'sche Novelle zur Verschärfung des Sozialistengesetzes vorgelegen hat, jene Novelle, welche Strafbestimmungen enthielt, wie sie sich nur gleichartig in den Strafgesetzbüchern des Mittelalters finden und wie sie dem modernen Strafrecht vollständig fremd sind.

Und womit wurden diese exorbitanten Maßregeln gerechtfertigt?

„Gleichwohl wird nicht in Abrede zu stellen sein,“ heißt es in der „Begründung“, welche dem Gesetzentwurf, betreffend die Verlängerung und Verschärfung des Sozialistengesetzes, beigegeben war, „daß in denjenigen Verhältnissen, welche seinerzeit zu dem Erlasse des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 geführt haben, eine Aenderung im Sinne einer positiven Besserung noch nicht eingetreten ist. Wie unter anderem auch aus den Rechenschaftsberichten zu entnehmen ist, welche dem Reichstag über die auf Grund des § 28 des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 getroffenen Maßnahmen vorgelegt worden sind, hat die Sozialdemokratie weder an Ausdehnung noch an Stärke eine Einbuße erlitten. Nach wie vor ist die sozialdemokratische Partei, was auch die letzten Reichstagswahlen wieder bestätigt haben, eine streng in sich geschlossene Partei geblieben. Die der Partei zur Unterstützung der Wahlagitation aus dem Auslande und namentlich aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika reichlich zugeflossenen Geldmittel haben den Zusammenhang der deutschen Sozialdemokratie mit den Umsturzparteien in anderen Ländern wiederum offen gelegt. Bei der Parteileitung stehen die revolutionären Tendenzen fortgesetzt im Vordergrunde. Anzeichen dafür, daß sich aus der sozialdemokratischen Bewegung eine auf den Boden der bestehenden Staats- und Gesellschafts-Ordnung stellende Reformpartei herausbilden werde, sind nirgends bemerkbar geworden.“

Also in einem offiziellen Aktenstück, das Namens der verbündeten Regierungen zu Beginn dieses Jahres dem Deutschen Reichstag vorgelegt wurde und auf Grund dessen gesetzliche Maßnahmen verlangt wurden, die thatsächlich den Widerspruch von halb Europa hervorriefen, wurde behauptet, daß alles noch beim Alten ist, genau so, wie es vor 10 Jahren war. Ja, Herr von Puttkamer wies dann später im Reichstag sogar nach — d. h. was man eben so nachweisen nennt —, daß die sozialdemokratische Gefahr viel schlimmer geworden sei, als sie jemals gewesen, und daß deshalb die Verschärfungen unbedingt nothwendig seien. Die „Nordd. Allg.“ aber sekundirte damals mit all' ihrem Können dem Minister des Innern, und heute findet sie, daß „Vieles besser geworden sei“.

Diese Besserung muß wirklich wunderbar rasch vor sich gegangen sein, denn im Januar und Februar dieses Jahres war von ihr noch nichts zu verspüren, wie wir aus der „Begründung“ nachwiesen. Was in dieser stand, muß aber wahr sein, denn „offiziell wird bei uns nicht gelogen“, erklärte Fürst Bismarck einmal, und was damals galt, gilt wohl heute auch noch.

Aber die „Nordd. Allg. Ztg.“ weiß ihre Behauptung mit Beispielen zu belegen. Sie zitirt einen 6 Zeilen langen Satz aus einem Artikel der „Berliner Fr. Presse“ vom 23. August 1878, der die Ueberschrift trug „Das Henkerbeil“ und dessen Grundgedanke war, daß Unterdrückung kein Heilmittel sei, und daß rücksichtslose Repression nur dazu führe, daß die Unterdrückten und rechtlos gemachten schließlich zu Gewaltthaten greifen. Zum Belege für die Richtigkeit dieser Anschauung wurde auf Rußland hingewiesen, wo trotz der grausamsten Unterdrückung und eines Schreckenregiments sonder Gleichen der Nihilismus nicht auszurotten und der politische Mord an der Tagesordnung sei. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ fügt nun an ihr Zitat folgende Frage: „Heute, 10 Jahre nach jener Zeit, darf man wohl die Frage aufwerfen, ob noch Jemand von sozialdemokratischer Seite die Lust verspüren möchte, den politischen Mord, und noch dazu in solchem Zusammenhange, öffentlich auf den Gassen zu predigen.“

Wir können darauf der „Nordd. Allg. Ztg.“ nur antworten: Nein, die Lust, den politischen Mord zu predigen, und zwar weder öffentlich noch heimlich, hat heute Niemand innerhalb der Reihen der Sozialdemokratie. Diese Lust hat aber auch früher nie und nirgends bestanden. Es ist eine infame Verleumdung des offiziösen Blattes, wenn dasselbe heute die Behauptung aufstellt, innerhalb der sozialdemokratischen Partei sei jemals der politische Mord gepredigt worden. So lange es eine sozialdemokratische Bewegung in Deutschland giebt, haben ihre Anhänger den Grundsatz vertreten, daß es sich nicht darum handle, Personen zu bekämpfen, sondern daß der Kampf nur gegen Institutionen, Systeme und nach sozialdemokratischer Auffassung falsche und verkehrte gesellschaftliche Einrichtungen zu führen ist. Die Person ist für die sozialdemokratische Anschauung stets Nebensache. Der Sozialdemokrat glaubt nicht an „große Männer“, und deshalb kann er auch nicht an der Beseitigung des Einen oder Anderen, der zufällig diesen oder jenen politischen Posten bekleidet, eine Errungenschaft erblicken. Die Personen wechseln, aber das System, die Institution ist das Bleibende. Die Attentate auf Personen haben deshalb innerhalb der sozialdemokratischen Partei niemals eine Vertheidigung gefunden, und auch der von der „Nordd. Allg. Ztg.“ angezogene Artikel der verbotenen „Berl. Fr. Pr.“ hat die politischen Morde in Rußland nicht vertheidigt und nicht etwa als nachahmungswürdig angepriesen, sondern sie nur aus den in Rußland herrschenden traurigen politischen Zuständen zu erklären versucht. Die Tendenz des Artikels war, davor zu warnen, daß auch bei uns russische Zustände Platz greifen, weil sonst auch dieselben Folgen zu befürchten seien. Nicht also wurde der politische Mord von der Sozialdemokratie vor 10 Jahren öffentlich auf der Gasse gepredigt, sondern das genaue Gegentheil

Feuilleton.

[Nachdruck verboten.] [1

An unrechter Stelle.

Nach einer russischen Erzählung von Dr. J. L.

I.

Zur Zeit, da Benjamin Petrowitsch Maluga noch der kleine Wenitschka war, nannte ihn seine Mutter immer das „gute Herz“, das „gute Kind“. Er hielt sich fern von jedem Zank und Streit, nur bei Prügeleien zwischen Knaben und Mädchen war er sicher auf der Seite der letzteren zu finden. Was ihm ganz besonders die Lobeserhebungen seiner Mutter eintrug, war seine Neigung zur Wohlthätigkeit.

„Gieb mir einen Apfel, liebe Mama, ich will ihn der Axinta schenken.“

Axinta war die Tochter der Köchin.

Lächelnd sucht die Mutter einen etwas wurmstichigen Apfel aus (er ist ja für Axinta, und der ist's gleich) und giebt ihn dem Sohne mit den Worten:

„Ach, Wenitschka, welch' gutes Herz Du hast.“

Und ist's dem kleinen Philanthropen nicht angenehm zu sehen, mit welchem Vergnügen Axinta in den Apfel hineinbeißt? Und ist's ihm nicht doppelt angenehm zu hören, wie ihn die Mama zurückruft:

„Hier, mein Söhnchen, auch für Dich etwas. Thue wohl und auch Dir wird wohlgethan. Macht es nicht Freude, Gutes zu thun?“

„Gewiß, Mama!“

Warum sollte es ihm auch nicht angenehm sein? Hat er doch Axinta mit dem wurmstichigen Apfel erfreut, und selbst zwei schöne Aepfel, einen rothen und einen weißen, und dazu noch einen Zuckerstengel in Silberpapier eingewickelt, mit goldenen Franzen zur Belohnung erhalten. Das Bonbon im Munde, fand er es wirklich süß, Gutes zu thun und nahm sich vor, sein Lebelang nur gute Werke auszuüben. Wenn er an Feiertagen zur Kirche kam, so hörte er auch, wie Pater Paisky seine Zuhörer ermahnte, wohlthätig zu sein, auf daß sie aller der Belohnungen theilhaftig würden, die der Wohlthäter in diesem und jenem Leben zu erwarten habe.

Alles dies ist schon lange her; Frau Maluga ist gestorben, auch Pater Paisky ruht im ewigen Frieden, und aus dem kleinen Wenuschka ist der große Benjamin Petrowitsch Maluga geworden, der Gymnasium und Universität absolvirt hat und den auch dort seine Kameraden „einen guten Jungen“ nannten. Sein Herz ist von platonischer Liebe zum Vaterland erfüllt und sein Wunsch strebt dahin, Gutes zu thun und dem theuren Vaterlande Nutzen zu bringen. Freilich ist ihm noch nicht klar, auf welche Weise er Nutzen bringen könne, er hat noch keinen Plan zur Verwirklichung seiner Wünsche; nur das Eine ist ihm zweifellos, daß es eine außerordentlich angenehme Sache sein wird, so angenehm wie nichts auf dieser Welt.

Er wird irgend eine Stellung annehmen, die ihm gestattet, Gutes zu thun; mit seinen Gehilfen und Untergebenen wird er gemeinschaftlich zum Heile des Vaterlandes arbeiten, ohne daß sich ihm Hindernisse in den Weg stellen. Seine Vorgesetzten werden sich ihm dankbar erweisen und ihm sagen: „Sie thun Gutes und das werden wir Ihnen hundertfach vergelten.“ Und das schöne Mädchen mit den schmachtenden Augen wird sich ihm in die Arme werfen mit den Worten: „Ich liebe Dich, Dein gutes Herz hat es mir angethan.“ So ungefähr träumte Benjamin Petrowitsch nach dem Schmause, der die Beendigung seiner Universitätsstudien feierte.

Am anderen Tage waren freilich die phantastischen Gebilde zerronnen, nur der eine unerschütterliche Vorsatz war ihm geblieben: „ich werde mich stets bemühen, dem Vaterlande und dem Volke nützlich zu sein.“

Sein erster Schritt auf diesem Wege war nun der Entschluß — von den Universitätsstudien auszuruhen. In der That bedurfte er einer Erholung: seine Gesichtsfarbe ließ an Frische zu wünschen übrig und der Körper zeigte nicht mehr die frühere Fülle. Die angenehme Ruhe des Landlebens erschien ihm jetzt verlockend wie ein Bild des Paradieses: die Nachtigallen im dichtbelaubten Haine und am Fuße der mächtigen Bäume die köstlichen Pilze; das Feld von goldenen Aehren mit blauen Cyanen und rothen Mohnblumen, in der Ferne die strohbedeckten Hütten, eine Idylle in Wald und Feld und Flur. Und dann die Entenjagd auf dem See in der Morgendämmerung, die Gondelfahrten mit der Schönen, die ihm der Traum gezeigt. Er geht natürlich nur aus dem Grunde auf das Land, um das wirkliche Leben des Volkes, dem er Nutzen bringen will, kennen zu lernen. So begab er sich auf ein ererbtes kleines Gut und fand dort fast alles wie er es gewünscht: er hörte den Gesang der Nachtigallen, auch gab es Pilze, Entenjagd und Gondelfahrten mit den Töchtern der Nachbarn, nur zur Liebe wollte es nicht kommen. Gewiß fand es der „unerforschliche Wille“ für richtiger, dem Jünglinge diesen Wunsch noch vorzuenthalten. Auch das Verlangen, das Volksleben in der Wirklichkeit kennen zu lernen, konnte nicht befriedigt werden, denn als der junge Maluga eines Tages sich in die Hütten eines Bauern begab, wußte er nicht, was er zu sagen habe, was ihn eigentlich herführe, und wurde er verlegen. Um nun etwas zu thun, kaufte er einen Hahn, murmelte einige Worte über die Befreiuung der Leibeigenen und ging seines Weges. Für den Besitzer der Hütte blieb der Besuch des jungen Herrn bis auf den heutigen Tag ein ungelöstes Räthsel. Im Grunde genommen, habe ich nicht nöthig, das Volk kennen zu lernen, sagte sich Maluga, ich weiß, daß es arm und unwissend ist und gedrückt durch die lange Zeit der Knechtschaft; aber, tröstete er sich nach einem tiefen Seufzer, „der Wille des Herrn“ wird ihm helfen; und wieder seufzte er, aber schon erleichtert, wie etwa jemand, dem eine schwere Last vom Herzen genommen.

Das Leben auf dem Lande, das er nach seiner Meinung nun kennen gelernt hatte, verlor bald seinen Reiz für ihn; er langweilte sich und beschloß, ins Ausland zu reisen, da er doch nothwendig die europäischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen lernen müsse. Im Auslande sehnte er sich wieder nach der Heimath und erkrankte — zu seinem Glücke. In dem kleinem Badeorte, wohin

geschah, man warnte davor, nicht auch bei uns Zustände zu schaffen, die neben anderen traurigen Folgen auch den politischen Mord bei uns heimisch machen könnten. Ob der Artikelschreiber von 1878 zu schwarz sah, als er auf die russischen Zustände als abschreckendes Beispiel hinwies, und sein „discite moniti“ (lernt — ihr seid gemahnt!) niederschrieb, das zu untersuchen ist heute nicht unsere Sache. Thatsache aber ist, daß der ganze Artikel nicht eine Zeile enthielt, welche, wenn ehrlich genommen, so gedeutet hätte werden können, als wolle der Verfasser den politischen Mord rechtfertigen; eine traurige Thatsache ist es aber auch, daß der politische Mord im Laufe der letzten Jahre auch in Deutschland uns leider nichts Unbekanntes geblieben ist. Eine Thatsache ist es weiter, daß die Sozialdemokratie heute noch, wie vor zehn Jahren und wie zu allen Zeiten, dem politischen Mord sowohl wie auch der gesetzlichen Tödtung ablehnend und feindselig gegenüber steht.

Es ist eine weitere Verleumdung, wenn die „Nordd.“ in demselben Artikel behauptet, daß die sozialdemokratische Führerschaft auch heute noch mit den Anarchisten kokettirt. Es hieße offene Thüren einschlagen, wenn wir erst nachweisen wollten, daß gerade von der sozialdemokratischen Partei, die Führerschaft inbegriffen, am energischsten und rücksichtslosesten der Kampf gegen die Vertreter jenes Anarchismus geführt wurde, dessen Anhänger aus der Arbeiterbewegung eine Schinderhanneswirthschaft machen wollten. Der Mann, der Johann Most einem August Bebel vorzuziehen erklärte, er saß nicht innerhalb der Reihen der Sozialdemokratie. Also wenn die „Nordd. Allg.“ keinen anderen Beweis dafür hat, daß es heute besser geworden ist, als wie es vor zehn Jahren war, als den, daß die Sozialdemokraten nicht mehr den politischen Mord predigen, so steht es schlecht um ihre Behauptung. Ihr Beweis hinkt, denn in dem Punkt haben sich die Sozialdemokraten nicht gebessert, weil sie sich eben nicht mehr bessern konnten; sie haben den Mord in irgend welcher Form schon von jeher verabscheut. Aber die „Norddeutsche“ hat trotzdem recht, nur das von ihr gewählte Beispiel war falsch. Es ist besser geworden. Die Sozialdemokraten haben im Verlaufe der letzten zehn Jahre viel gelernt und die Zahl der sozialdemokratischen Wähler ist von 437 158 im Jahre 1878 auf 763 142 im vorigen Jahre gestiegen.

Politische Uebersicht.

Mit welcher Sorgfalt die politische Geheimpolizei die ihrer Obhut überwiesenen Personen schützt, konnte der Abgeordnete Singer, welcher auf Anordnung des Gerichts am Montag behufs Wahrnehmung eines Termins in Berlin anwesend war, recht deutlich merken. Schon am Sonntag Abend wurde er auf dem Bahnhof erwartet, und als derselbe sich am Montag Morgen in das Gerichtsgebäude begab, folgten ihm zwei Geheimpolizisten, welche auch schon mit Herrn Singer gemeinsam unserer Redaktion — die Beamten allerdings nur vor der Thür — einen Besuch abgestattet hatten. Nach Beendigung der Gerichtsverhandlung wurde das Objekt polizeilicher Ueberwachung sorgsam nach seiner Wohnung geleitet, und hatte sich dann bei einigen Ausfahrten, von denen eine den Abgeordneten Singer an das Grab einer vor kurzem verstorbenen Schwester führte, immer weiter auf Schritt und Tritt seines Gefolges zu erfreuen. Der Abend gab noch den Herren von der Polizei Gelegenheit, die Familie ihres Schutzbefohlenen kennen zu lernen, da letzterer von einem Theile seiner Angehörigen zur Bahn begleitet wurde. Der ertönende Pfiff der Lokomotive befreite endlich die Staats- und Gesellschaftsretter von der schweren Aufgabe, unsere gute Stadt vor jeder „gemeingefährlichen“ Thätigkeit Singer's zu bewahren, und man kann den Herren die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie ihre Aufgabe glänzend erfüllt haben. Sehr billig wird's wohl nicht gewesen sein, denn Vormittags zwei Mann Droschke erster Klasse nach Moabit, Nachmittags ebenso zurück, dann noch eine zweieinhalbstündige Wagentour und schließlich die Fahrt nach dem Anhaltischen Bahnhof wird schon ein nettes Sümmchen gekostet haben. Aber wir haben ja „heidenmäßig“ viel Geld, und besser kann man es doch nicht verwenden, als daß ein ausgewiesener Sozialdemokrat mit Ehrenwache versehen wird. Es wäre übrigens recht interessant, zu erfahren, was dieser Zweig des Polizeidienstes, welcher, wie man weiß, in allerausgedehntestem Maße betrieben wird, den Steuerzahlern jährlich kostet. Vielleicht gefällt es dem Herrn Reichskanzler, welcher, wie die „Nordd. Allgem. Ztg.“ vor einigen Tagen angekündigt hat, das „Sozialistengesetz“ nicht entbehren kann, bei dem nächsten Antrage auf Verlängerung desselben, dafür zu sorgen, daß auch die finanziellen Wirkungen des Ausnahmegesetzes zur Kenntniß des Landes kommen. Die Organisation des Ueberwachungsdienstes verschlingt, wie wir allen Grund haben anzunehmen, sehr bedeutende Summen, und es möchte sehr lehrreich sein, die Kosten des Sozialistengesetzes einmal schwarz auf weiß zu sehen. Wie hoch dasselbe in der Werthschätzung des Volkes steht, hat freilich die letzte Wahl in Berlin gezeigt, aber es ist doch auch wichtig zu wissen, welcher Summen es bedurft hat, um die Durchführung der Repressivmaßregeln zu ermöglichen, mit denen man nun nahezu 10 Jahre so überaus eifrig beschäftigt ist, die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Wir würden uns freuen, wenn durch diese Anregung veranlaßt, dem Volke einmal die „Kostenrechnung“ über das Sozialistengesetz vorgelegt würde; vielleicht kommen selbst einige der braven Kartellbrüder im Reichstage zu der Einsicht, daß dieselbe mit dem Erfolg verglichen doch „zu hoch“ ist.

Was hat die Sozialreform zu leisten? fragt die „Staatsb. Ztg.“ in dem Leitartikel ihrer Dienstagsnummer und beruft sich in der Antwort auf Rodbertus, leider aber in einer Form, die weiter nichts erkennen läßt, als daß der Artikelschreiber sich mit den Schriften von Rodbertus nicht befaßt, oder wenn er es wirklich gethan, sie nicht gefaßt, nicht verstanden hat. Und zwar leistet er sich folgenden Satz: „Rodbertus, ein Sozialist, der von den modernen Parteisozialisten todtgeschwiegen wird, weil er ein entschiedener Gegner der Revolution war, ist wohl der erste, der auf die Thatsache aufmerksam machte, die heutzutage jedem nur einigermaßen Aufmerksamen nicht entgehen kann: daß das Nationalvermögen in Deutschland im Zunehmen begriffen ist und daß trotzdem der Wohlstand der arbeitenden Klassen abnimmt.“ — Nun, wir wollen nicht untersuchen, ob Rodbertus der erste war, welcher die Thatsache, daß der Lohn eine immer kleinere Quote des Nationaleinkommens darstellt, in die bekannte Form gebracht hat. Merkwürdig erscheint, daß Rodbertus gegenüber den modernen Parteisozialisten ein „entschiedener“ Gegner der Revolution sein soll. Nun! Wird nicht gerade bei jeder Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Revolutionen nicht gemacht werden können? Und was sagt Rodbertus? Hören wir: „Die Produktion kann in einem sich selbst überlassenen Verkehr nur ersprießlich für die Gesellschaft sein, wenn die Vertheilung gut ist, und die Gesetze eines in Bezug auf die Vertheilung sich selbst überlassenen Verkehrs bringen es gerade mit sich, daß diese schlecht ist. Was soll also die Gesellschaft thun? Sie muß aus diesem verhängnißvollen Zirkel, in welchem nur Vorurtheile sie herumtreiben, heraustreten, indem sie die „natürlichen“ Gesetze, soweit sie schädlich sind, durch vernünftige ersetzt! Sie hat nur klaren Blick und sittliche Kraft dazu nöthig. Den ersteren haben ihr die Nationalökonomen zu schärfen. Sollte ihr die zweite zum freien Entschlusse fehlen, **wird freilich die Geschichte wieder die Peitsche der Revolution über sie schwingen müssen.**“ (Rodbertus, Beleuchtung der sozialen Frage, Seite 54.) — Aus Vorstehendem wird ersichtlich, wie eingehend der Artikelschreiber der „Staatsb. Ztg.“ die Bestrebungen „moderner Parteisozialisten“ studirt hat, und welches Verständniß er für Rodbertus' ökonomische Lehren hat.

In Bezug auf eine neue Organisation der Reichsregierung finden wir in der „Köln. Ztg.“ folgende dunkle Ausführungen: „Soviel ist wahr — und auf die Empfindung dieser Wahrheit möchten wir einen Theil der neuerlichen Anregungen zurückführen —, daß mit dem Amtseintritt Bennigsens und bei dem jetzigen durch die Erfahrung gezeitigten Vertrauensverhältniß der Regierungen zur Zentralgewalt und untereinander Maßregeln, welche sich später als nothwendig und durch das Wohl der Gesammtheit bedingt erweisen sollten, jetzt viel weniger Schwierigkeiten begegnen würden als früher. Aber es ist auch ein Ausfluß derselben richtigen Politik, welche diese erfreuliche Uebereinstimmung der Denkart stetig gefördert hat, daß man nicht unnöthigerweise und vor der Zeit Aenderungen trifft, und insofern haben diejenigen Stimmen ganz recht, welche das bevorstehende Eintreten in solche organische Umgestaltungen abweisen. Sie werden trotzdem, wenn Zeit und Stunde gekommen ist, nicht ausbleiben und sich, was die nothwendige Voraussetzung ihres dauernden Gelingens ist, auf dem bewährten Bundesstaatsrecht bewegen und der überzeugten Zustimmung der deutschen Regierungen und Stämme gewiß sein.“

In Offenburg wurde in den letzten Tagen eine Anzahl von Sozialisten verhaftet, darunter Redakteur Geck, Doktor Walther aus Frankfurt a. M. (wurde von uns bereits gemeldet) und Frau Zwick. Wie der „Bad. Landesb.“ mittheilt, haben am 7. u. 8. d. M. erneute Haussuchungen bei Sozialisten stattgefunden, mit denen man die vorstehend erwähnten Verhaftungen in Zusammenhang bringt.

Eine blödsinnige Denunziation macht augenblicklich die Runde durch die ordnungsparteiliche Presse. Es wird behauptet, daß in Zürich am 8. d. M. eine geheime Berathung von Vertretern der deutschen Sozialdemokratie stattgefunden habe, und ferner, daß in Zürich in letzter Zeit öfter derartige Geheimsitzungen abgehalten sein sollen. An dieser Nachricht ist auch nicht ein Wort wahr. Die Absicht der plumpen Lüge, die auch von deutschfreisinnigen Blättern kolportirt wird, liegt auf der Hand; sie ist ein Stück jener planmäßigen Hetze, die von den Spitzelorganen gegen die demokratische Züricher Regierung getrieben wird.

Das Reichstagsmandat des Herrn Sattler für Melle-Diepholz ist bekanntlich erloschen, nachdem der strebsame Herr mit einer Gehaltserhöhung zum Geheimen Archivar befördert ist. Wie die „Deutsche Volksztg.“ in Hannover schreibt, wird sich Herr Sattler bei der demnächstigen Wahl abermals als Kandidat aufstellen lassen, trotzdem er von jetzt an in Berlin wohnt. — Sattler siegte im Jahre 1881 trotzdem er unermüdlich Wahlversammlungen abhielt, und trotz der Boulangeranast nur mit einer geringen Mehrheit.

Heidenmäßig viel Geld, aber nicht für die Volksschulen haben wir in der Staatskasse. Wie es in den Volksschulen mitunter aussieht, dafür bringt die „Voss. Ztg.“ ein Beispiel aus der Provinz Posen aus Bonikowo bei Kosten. Das dortige Schul- und Lehrerhaus aus Lehm mit einem Strohdach erinnert an mittelalterliche Zustände. Unlängst geht die Frau des Lehrers auf den Boden, um etwas zu holen, da fällt sie mit dem einen Fuße in das Schulzimmer, weil die Decke der Last zu halten nicht mehr im Stand war. Glücklicherweise kam die Frau mit dem bloßen Schrecken davon. Nicht lange darauf in den Tagen der letzten Regengüsse, stürzte die Hälfte der Lehmwand im Schulzimmer nieder, zum Glück in einem Augenblicke, wo kein Unterricht stattfand. Auch eine Illustration zu dem nicht unvergessenen Ausspruche des Grafen Brühl von den „Schulpalästen!“

Aus Schwedt schreibt man dem „Stett. Volksbl.“: „Die Leser dieses Blattes dürften schon von manchem Streik gehört haben, aber ein Streik bei einem Begräbniß wird ihnen doch etwas Neues sein. Ein solcher hat sich hier am letzten Sonntag ereignet. An genanntem Tage Nachmittags 4 Uhr fand die Beerdigung des 18 jährigen Schriftsetzers Gebel statt. Es hatten sich eine große Anzahl Männer, worunter viel Zigarrenmacher, auch die Mitglieder des Gesangvereins „Vorwärts“, eingefunden, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen; Kränze in reicher Fülle schmückten den Sarg. Zur rechten Zeit stellten sich auch die beiden Kirchenbeamten, der Geistliche Schacht und der Küster Horst, im Trauerhause ein. In einer Unterredung des Geistlichen mit den Eltern des Verstorbenen meinten Letztere, daß es wohl besser sei, wenn der Trauerzug nicht den kürzesten Weg, sondern den Weg durch die Hauptstraße einschlagen würde. (Der Unterschied zwischen beiden Wegen beträgt ca. 6 Minuten Zeit.) Als der Zug an die Querstraße gelangte, bog der Zug links ab und blieb stehen, als er sah, daß der Zug rechts nicht folgte, sondern rechts der Hauptstraße zu sich weiterbewegte. Als der Geistliche nun den Küster allein stehen sah, ging er von dem leidtragenden Vater weg nach den Trägern und befahl ihnen, umzukehren. Doch von diesen wurde ihm widert, das ginge nicht, die Leiche könne doch nicht „dünne“ gemacht werden, und als einer der Träger rief: „Rechts!“ sagte der Geistliche: „Wenn Sie kommandiren wollen, dann werde ich abgehen.“ Trotz aller Einwendungen der Anwesenden ließ der Geistliche das Trauergefolge und ging mit dem Küster nach Hause. Der Zug ging nun in bester Ordnung durch die Hauptstraße nach dem Kirchhofe. Hier wurde der feierliche Akt durch den Gesang zweier Choräle vollzogen und alle waren mit der Begräbnißfeierlichkeit befriedigt. niemand hatte Verlangen nach den „trostreichen Worten am Grabe“ oder etwa nach dem Geistlichen selbst. Nach unserer Meinung dienen die Reden der Geistlichen an Gräbern nicht zum Troste, sondern machen den Angehörigen nur das Herz schwer, damit sie ihren Verlust um so schmerzlicher empfinden. Wie gut man ohne Geistlichen fertig werden kann, zeigt der obige Vorfall. Hoffentlich nehmen hiesigen Einwohner ein Beispiel daran und verzichten in Zukunft überhaupt auf jeden geistlichen Beistand.“

Die Verbreitung eines antisemitischen Flugblattes in Gelsenkirchen hatte der dortige Bürgermeister verboten. Erhobene Beschwerde hat der Bezirksausschuß des Regierungsbezirks Arnsberg das Verbot aufgehoben. In der Entscheidung des Bezirksausschusses wird mit Recht hervorgehoben, daß Beschlagnahme von Druckschriften ohne richterliche Anordnung nur in den in § 23 des Preßgesetzes aufgeführten Fällen zulässig ist und daß daher ein antisemitisches Flugblatt polizeilich nur mit Beschlag belegt werden kann, wenn darin zur Begehung einer strafbaren Handlung aufgefordert wird oder in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich angereizt werden. Auch dann ist die Beschlagnahme nur zulässig wenn dringende Gefahr besteht, daß bei Verzögerung der Beschlagnahme die Aufforderung oder Anreizung ein Verbrechen oder Vergehen unmittelbar zur Folge haben werde.

Ausweisungen aus Leipzig. Auf Grund des Sozialistengesetzes sind am Montag mehrere Steinhauer aus Leipzig ausgewiesen worden.

Schweiz.

Der Grütliverein verwarf in der Generalabstimmung die beantragte künftige Nichtaufnahme ausländischer Arbeiter. (Bravo!)

Der Bundesrath ließ durch die Bundeskanzlei — betreffend die Lindauer Beschlagnahme sozialdemokratischer Schriften und Verhaftung dreier Schweizer — folgende Note

---

ihn der Arzt geschickt hatte, machte er die Bekanntschaft einer jungen Landsmännin, die als Begleiterin ihrer kurbedürftigen Mutter sich außerordentlich langweilte. Die junge Russin mit den großen, blauen, fröhlichen Augen machte ihm den Vorschlag, sich in Gemeinschaft mit ihr zu langweilen. Nach einigen Tagen verliebten sich Beide in einander und nach zwei Monaten trat das junge Paar die Hochzeitsreise an. Nachdem Maluga den Verkauf seines Gutes in der Heimath veranlaßt hatte, besuchte er mit seiner jungen Frau die Schweiz, Italien; sie machten selbst einen Abstecher nach Egypten, um die Pyramiden und den Nil zu sehen; das Leben verfloß angenehm und fröhlich. Die schönen Vorsätze Maluga's, dem Glücke des Volkes seine Dienste zu widmen, schlummerten tief in seinem Innern und nur manchmal blitzte ein Funken der Erinnerung an sie auf.

In Neapel genas Frau Maluga einer Tochter und starb am fünften Tage nach der Entbindung.

Die Trauer des Mannes nach seiner so früh hingeschiedenen Gefährtin war unbeschreiblich; er sagte, das Leben sei für ihn abgeschnitten, mit seiner Frau habe er jede Hoffnung auf ein ferneres Lebensglück verloren. Mit schwerem Herzen trennte sich Maluga von den Cypressen, unter denen er seine Lipa begraben. All' seine Liebe übertrug er nun auf die kleine Ewgescha, die auch so große, blaue, fröhliche Augen hatte, wie ihre Mutter.

„Dir, geliebtes kleines Wesen, weihe ich nun mein ganzes Leben,“ sagte Maluga, das Kind unter Thränen küssend. Er nahm sich seiner kleinen Tochter bald mit einem solchen Eifer an, daß er die Amme des Kindes in ihren Verrichtungen nur störte und sich in ihren Augen lächerlich machte. Bald zeigte sich aber das Versprechen, dem Töchterchen das ganze Leben zu widmen, als unausführbar; von Zeit zu Zeit stellten sich auch wieder die früheren Gedanken über die gesellschaftlichen Pflichten ein. Im Auslande war es ihm jedoch nicht leicht, über derartige Gegenstände sich auszusprechen; Maluga fühlte, daß er hier nicht „zu Hause“ sei. Gelang es ihm einmal, seine liberalisirenden Theorien vorzutragen, so suchten seine Zuhörer gleich das Gespräch auf den praktischen Weg zu führen, indem sie ihn fragten, wie er denn seine Ideen in das wirkliche Leben übertragen wolle. Und das mußte er gestehen, daß er vorläufig die Angelegenheit noch theoretisch betrachtet, getreu dem Spruche: „Erst wäge, dann wage“.

Seine Phantasien gefielen auch noch zu Lebzeiten seiner Frau derselben nur deshalb, weil er ihr in den Momenten viel schöner erschien, wenn er mit pathetischen Worten von den Pflichten, für das Wohl des Volkes zu sorgen, sprach, und im Eifer seine Wangen sich rötheten und die Augen erglänzten. Fragte er sie dann: „Wie denkst Du darüber, mein Liebchen?“ so antwortete sie ihm: „so und so und so“ und die zahllosen Küsse, mit denen diese Worte begleitet wurden, ließen ihn die Gleichgiltigkeit seiner Frau für die Interessen des Volkes vergessen. Die Auffassung seiner Ideen seitens seiner Bekannten im Auslande verstimmte ihn jedoch; er fand sie zu kalt, nüchtern, sympathielos.

„Zurück ins Vaterland!“ Maluga erinnerte sich der Annehmlichkeiten der russischen gesellschaftlichen Kreise, wo man von erhabenen Ideen sprechen kann, so viel man will, ohne daß Jemand mit der unbequemen Frage dazwischen kommt: „Wollen Sie mir nicht, verehrter Herr, mittheilen, wodurch Sie Ihre große Liebe zum Volke bethätigen?“ Und findet sich in der Gesellschaft einmal solch' ein Held, so wird er von allen Seiten gleich so in die Enge getrieben, daß ihm die Lust vergeht, ein zweites Mal derartige unstatthafte Fragen zu stellen.

Was soll man dazu sagen? Ein Künstler spielt und wird gerade in dem Momente, da das Instrument unter seinen Händen die süßesten Melodien ertönen läßt, von irgend Jemand mit der Frage unterbrochen: „Wollen Sie mir gefälligst sagen, welchen Nutzen bringt diese süße Melodie?“

Nun, die Liebe zum Volke — ist das etwa keine Musik? „Schnell, schnell zur Heimath!“

Gewiß Maluga dachte weder an die Scheinliberalen noch an die, welche aus ästhetischen Rücksichten ihre Liebe zum Volke zeigen; er war vielmehr überzeugt, daß seine Betrachtungen nicht solche bleiben würden, sondern daß er sie unbedingt durch Thaten zum Ausdruck bringen wird. In welcher Form dies geschehen könne, das war ihm noch nicht klar. Auf die Frage, was er in Rußland machen werde, antwortete Maluga: „Dort ist noch viel zu thun; ich reise hin, um mich genauer zu informiren, ich werde sehen und dann selbst ans Werk gehen.“ — In Gedanken malte er sich seine künftige Thätigkeit in so hellen, glänzenden Farben aus, daß sein Herz freudig erregt wurde: „Ein nützliches, ein gutes Werk! Segenbringende Thätigkeit! Eine würdige Belohnung! Und Ewgescha! O wie werde ich sie erziehen!“ Auch in Betreff des letzteren Punktes hatte er die Einzelheiten seines Planes noch nicht bedacht, doch war er sicher, die Tochter zu ihrem eigenen und dem Heile der Menschheit zu erziehen. „Auch sie wird das Volk lieben!“

Dann kam ihm plötzlich die Idee: „Wer weiß, vielleicht befindet sich jetzt in einem der traulichen Gastzimmer der Heimath ein Mädchen, das mich und Ewgescha lieben wird, und wir Beide erziehen das Kind dann nicht zu einem Mädchen — aber zu einem Wunder von Tugenden.“

Er gedachte auch des Grabhügels unter den Cypressen und es war ihm etwas wehmüthig zu Muthe; der herrliche sonnige Tag aber rief ihm zu: „Lebender, genieße das Leben! Schnell, schnell in die Heimath! Auf zur gemeinsamen Arbeit!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Französischer Witz. Im „Figaro“ finden sich die folgenden beiden lustigen Stückchen, die uns zeigen, daß in Frankreich die politische Satire sich denn doch auf einer anderen Höhe befindet, als in unseren sogenannten politischen Wizblättern.

Im Hafen von Toulon.

Dramatische Szene in 2 Bildern.

Auftretende Personen:

Floquet, Ministerpräsident. — Krantz, Admiral. Mehrere Marineoffiziere, der Untersteuermann, Matrosen.

Ort der Handlung: Der Hafen von Toulon.

Erstes Bild.

(An Bord des „Colbert“. Floquet klettert die Leiter hinauf und kommt auf dem Deck an. Admiral Krantz folgt ihm

Öffentlichen Kenntniß bringen: „Die Zeitung „Sozialdemokrat" hat die Nachricht gebracht, und andere Blätter haben sie weiter verbreitet, daß die in Lindau wegen Einführung sozialdemokratischer Druckschriften erfolgte Verhaftung dreier schweizer Bürger durch Denunziation seitens des schweizer Zollpersonals in Rorschach herbeigeführt worden sei. Die vom eidgenössischen Zolldepartement angeordnete Untersuchung hat diese Mittheilung als gänzlich unbegründet herausgestellt. Das Zollpersonal in Rorschach erhielt von diesem Vorfall wie das Publikum erst durch die Zeitungen Kenntniß. Nach dem, was in Rorschach bekannt geworden ist, soll die betreffende Sendung Druckschriften in einer von Altenrhein nach Lindau geführten Schiffsladung Mühlsteinen enthalten gewesen sein. Die Entdeckung wurde von der Zollbehörde in Lindau gemacht, welche hierauf zur Verhaftung der Schiffsleute schritt."

Frankreich.

Bei dem Banket, welches in Cherbourg zu Ehren des Präsidenten Carnot stattfand, hielt dieser eine Rede, in welcher er hervorhob, das Vertrauen der Bevölkerung zu der Regierung sei von dem vollen Bewußtsein durchdrungen, daß die Republik alle Anstrengungen mache, um Frankreich eine unbestrittene Machtstellung und dadurch die sicherste Garantie für den Frieden zu geben, den das Land aufrecht erhalten wolle. Die Regierung wisse, was sie von der französischen Marine erwarten könne, und sie wisse wohl, daß sie unter allen Umständen auf dieselbe rechnen könne. Dieselbe Ueberzeugung hätten auch die Kammern, deshalb werde Frankreich keine Opfer scheuen, welche nothwendig erscheinen, um ihm alles zu gewähren, was ihm nothwendig sei.

Im Departement Haute-Vienne haben die Eisenbahnarbeiter zum Theil die Arbeit wieder aufgenommen; auch im Departement Corrèze, wo die Lage seit einigen Tagen weniger ernst ist, hofft man heute eine Verständigung zwischen den Arbeitern und den Arbeitgebern zu erzielen.

Belgien.

Die Pariser Arbeiterdelegirten haben Brüssel wieder verlassen. Drei Tage hindurch haben sie, um zwischen der belgischen und französischen Arbeiterpartei eine Annäherung zu bewirken, mit den Brüsseler Arbeiterführern und Syndikaten verhandelt. Noch vor ihrer Abreise haben sie im Hauptorgane der Arbeiterpartei, dem „Peuple", den Brüsselern ihren Dank in einem Briefe ausgesprochen, den der „Hamb. Corr." wie folgt übersetzt: „Mit dem Gefühle der Dankbarkeit," so heißt es darin, „rufen wir unseren belgischen Freunden nicht ein Lebewohl, sondern auf Wiedersehen zu, denn während wir von unseren dänischen Brüdern durch 320 Meilen und 3 Grenzen getrennt sind, scheiden uns von Euch nur wenige Kilometer und eine einzige schon sehr erschütterte (!) Grenze. Tausend Male Dank für die Begeisterung und die Kundgebungen brüderlicher Solidarität, mit welcher Ihr die Pariser Abordnung aufgenommen habt! Dank für Eure Gefühle gegen Frankreich und das französische Proletariat! Wir sind aus Paris mit einem zu erfüllenden Mandate abgereist; wir werden dahin zurückkehren mit einem von unseren dänischen und belgischen Brüdern geweihten Gute, welches wir den Arbeitern Frankreichs mit der Gewißheit übergeben werden, daß alle ihre Bestrebungen darauf gerichtet sein werden, die gemeinsamen Forderungen der internationalen Arbeiter zu verwirklichen. Die rothe Fahne hat unsere Abreise aus Kopenhagen begrüßt, sie hat unsere Ankunft in Brüssel begrüßt, und wir hoffen, daß sie bald den Regierungsantritt des Volkes, den Zusammensturz der Throne und die Beseitigung der Grenzen begrüßen wird."

Da gleichzeitig der Generalrath der belgischen Arbeiterpartei, so erzählt der „H. C." weiter, eine „feierliche Verabschiedung der französischen Brüder" verkündet hatte, so war das Volkshaus, das mit rother Fahne geschmückt war, erleuchtet; an 1000 Arbeiter mit rother Fahne und Musikkorps hatten sich vor ihm aufgestellt und führten unter dem Gesange der Marseillaise, Carmagnole und des Amnestieliedes durch die Straßen der Stadt — wobei die Plätze des Rathhauses und Saint-Jean prachtvoll beleuchtet waren — die Pariser nach dem Nordbahnhofe.

Amerika.

Das Schreiben Harrison's, in welchem derselbe seine Bereitwilligkeit zur Annahme der Präsidentschafts-Kandidatur ausspricht, erklärt, die von den Demokraten angestrebte Tarifreform komme in der Praxis dem Freihandel gleich, und widerspricht, die Zollsätze zu modifiziren; die amerikanischen Märkte seien den amerikanischen Produzenten zu erhalten und ebenso müsse die Höhe der Löhne durch unterschiedliche Zölle aufrecht erhalten werden. (??) Harrison wendet sich gegen die Einwanderung mittelloser Leute und Verbrecher vom Ausland (!) und bekämpft ebenso die fortgesetzte Chinesen-Einwanderung. Schließlich wird die Ueberzeugung ausgesprochen, daß es den amerikanischen Diplomaten durch festes und würdevolles Auftreten gelingen werde, eine schleunige und friedliche Lösung der Fischereifrage herbeizuführen.

Vereine und Versammlungen.

Verband deutscher Mechaniker und verw. Berufsgenossen (Z. B.) In der am 5. d. M. im Neuen Klubhause abgehaltenen Versammlung hielt Herr Dr. Wille einen Vortrag über „Moral des allgemeinen Glücks." Der Referent führte folgendes aus: Die heutige Wissenschaft setze uns in den Stand, das Gute, das Nützliche von dem Schädlichen zu sondern, die Unlustquellen mehr und mehr zu verstopfen, die Lustquellen besser fließen zu machen. Gut sei alles Glück Fördernde. Sittlich gut seien Eigenschaften des Charakters, der Gesinnung, welche zum Wohle der ganzen Menschheit beitragen. Eine innere Stimme, ein unbewußtes Urtheil in uns, das Gewissen, sagt uns ob eine Handlung gut oder schlecht sei. Das Gewissen sei aber nicht, wie auch heute noch viele glauben, ein durch ein höheres Wesen in uns verpflanztes Etwas, sondern es sei den Menschen anerzogen, und nicht blos den Menschen, sondern ganzen Völkern. Bei manchen wilden Völkerschaften sei z. B. das Stehlen nicht nur erlaubt, sondern den Feinden gegenüber sogar als etwas Rühmliches geboten. Das Duell sei für einzelne, die sogenannten besseren, Schichten unserer modernen Gesellschaft noch immer Ehrenpflicht, während es gesetzlich schon lange verboten ist. Wenn ein Kind einmal für eine Handlung bestraft wurde, so warnt es bei der Wiederholung dieser That ein unangenehmes Gefühl, das schlechte Gewissen; es weiß, daß es Strafe zu erwarten hat. Ist es dagegen wegen einer guten That belobt worden, so wird es diese mit Freude wiederholen, da ihm eine Belohnung winkt. Dieses Gefühl ist ihm angenehm, es ist das gute Gewissen. Das Gewissen sei also ein Produkt der Erziehung. Das Gewissen der Völker ist durch deren verschiedene Erzieher verschiedenartig entwickelt worden. Die jeweilig zur Macht gelangten Personen oder Klassen, seien es nun Eroberer, oder sei es die Priesterschaft gewesen, hätten immer, wie die unparteiische Geschichte lehrt, ihren eigenen Vortheil über den der Gesammtheit gestellt und das öffentliche Gewissen leider nur zu häufig mit Erfolg nach ihrem Geschmack umzubilden versucht. Das öffentliche Gewissen könne nur da gedeihen, das Glück und Wohlergehn der Gesammtheit könne nur da seinen Höhepunkt erreichen, wo die Tugenden der Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue in der Wissenschaft wie im gewöhnlichen Leben geübt werden, wo Jeder den Muth hat und in der Lage sei, seine Gedanken, so wie sie sind, auszusprechen und sie andern unverfälscht mitzutheilen. Geistige Unduldsamkeit sei der ärgste Feind der Ueberzeugungstreue. Jede Unterdrückung ehrlicher Meinungen wirke schädigend auf die Gesammtheit. Ebenso unsinnig wie es sei, einen Buckligen zu bestrafen, deswegen weil er bucklig ist, ebenso unsinnig sei es, Ueberzeugungen und Gedanken zu bestrafen. Denn derjenige, welcher aus wahrer Ueberzeugung spreche, handle unter einem geistigen Druck, dem er nicht widerstehen könne. Jede geistige Unduldsamkeit sei Ungerechtigkeit und hemme den Fortschritt der Kultur. Einen Hauptfaktor im Völkerleben bilden die Mitgefühle, das Mitleid und die Mitfreude an dem Ergehen der Nebenmenschen. Die heutigen Führer der Arbeiterbewegung, die selbstlos sich allen Verfolgungen aussetzten, seien wohl zum größten Theil durch ihr Mitgefühl mit der Lage der arbeitenden Klassen dazu gedrängt worden, für die Hebung und Besserung derselben mannhaft einzutreten. Der heutige Katechismus der bürgerlichen Moral kenne nur Verbote, er bekümmere sich nicht um die Ursache der Vergehen und Verbrechen, nicht darum, daß die Mehrzahl derselben aus Noth geschehen; derselbe sagt nur: „Du sollst nicht stehlen!" — An uns Proletariern aber sei es, dafür zu sorgen, daß die Verhältnisse sich so gestalten, daß keiner mehr nöthig hat, zu stehlen. Rauschender Beifall belohnte den Herrn Referenten für seine trefflichen Ausführungen.

Der Fachverein der Steinträger Berlins hielt am Sonntag, den 9. d. M., seine außerordentliche Generalversammlung bei Scheffer, Inselstraße 10, ab. Auf der Tagesordnung stand: 1. Abrechnung vom Stiftungsfest. 2. Beschlußfassung über das in der vorhergehenden Versammlung vorgelegte veränderte Statut. 3. Innere Vereinsangelegenheiten, Verschiedenes und Fragekasten. Zum ersten Punkt der Tagesordnung wurde die Abrechnung vom Stiftungsfest von Herrn Valentin erstattet. Es ergaben die Einnahmen 435 M., die Ausgaben 343,75 M., mithin bleibt ein Ueberschuß von 81,25 M. Nachdem die Abrechnung von der Versammlung für richtig erklärt worden, entstand wegen der Festkomitee-Mitglieder Knack und Rüstow, die sich ein Versehen haben zu Schulden kommen lassen, eine längere und lebhafte Debatte. Schließlich wurde die Angelegenheit dem Vorstande zur Regelung überwiesen. Der Vorsitzende, Herr Rennthaler, stellte hier die Frage, wozu der Ueberschuß verwendet werden soll. Hierzu stellt Herr Valentin den Antrag, daß er der Vereinskasse zufließen soll, da im verflossenen Jahr ein Defizit entstanden ist. Dieser Antrag wurde einstimmig von der Versammlung angenommen. Alsdann wurden die Statutenänderungen vorgenommen und sämmtliche Veränderungen einstimmig angenommen. Hierauf wurde vom Vorsitzenden die Einladung zum Stiftungsfest der Magdeburger Kollegen verlesen und zwei Mitglieder gewählt, welche nach Magdeburg fahren sollen. Einem kranken Mitgliede wurden 10 M. Unterstützung bewilligt. Zum Schluß forderte der Vorsitzende die Mitglieder auf, sich reger an der Liedertafel zu betheiligen. Die nächste Versammlung findet am 14. Oktober statt.

Die Filiale Berlin III der Vereinigung der deutschen Maler, Lackirer, Anstreicher und Berufsgenossen hielt ihre erste Versammlung am Montag, den 10. d. M., Andreasstraße 26 ab. Die Tagesordnung lautete: 1. Wahl des gesammten Vorstandes. 2. Verschiedenes. Nachdem der provisorische Vorsitzende Herr Ewert die Versammlung eröffnet, wird sofort zur Wahl geschritten. Als erster Bevollmächtigter wurde gewählt Herr Kube, als zweiter Herr Lindau, als dritter Herr Schleifke; als Beisitzer die Herren Schlechte und Güldenpfennig und als Revisoren die Herren Ewert und Fehlhaber. Zu „Verschiedenes" macht Herr Wentker bekannt, daß sich das Vereinslokal bei Herrn Göttel, Andreasstraße 34, befindet, daß der Arbeitsnachweis daselbst an den Wochentagen von 8—9 Uhr Abends und Sonntag Vormittags von 10—12 Uhr stattfinde. Redner fordert die Anwesenden auf, dahin zu agitiren, daß die Meister ihre Gehilfen aus dem Arbeitsnachweis der Gehilfen entnehmen. Herr Link fordert die Kollegen auf, thatkräftig für den Verein einzutreten, damit ein jeder Berufsgenosse der Organisation sich anschließe, um so etwas Großes und Ganzes zu schaffen. Zum Schluß wurde noch ein Antrag angenommen, daß die Filialen ihre Versammlungen stets am ersten Dienstag nach dem ersten eines jeden Monats abhalten sollten.

Eine große öffentliche Versammlung der Tischler und Berufsgenossen tagte am Dienstag im Lokale Königsbank, Gr. Frankfurterstr. 117, mit der Tagesordnung: Das Alters- und Invalidenversicherungsgesetz der Arbeiter. Nach Wahl des Bureaus aus den Herren Zubeil, Ritter und Schäfer, ergriff der Referent, Herr Auerbach, das Wort und führte, oft von lebhaftem Beifall der Zuhörer unterbrochen, den Entwurf in seinen Einzelheiten vor und legte die verschiedenen Mängel desselben klar zu Tage. Er kritisirte scharf und treffend die Niedrigkeit der Rente, die Höhe der Altersgrenze, das Quittungsbuch und die Art und Weise der einzurichtenden Verwaltung. Hierauf wurde folgende Resolution verlesen und einstimmig angenommen: „Die heute im Lokale „Königsbank" tagende öffentliche Versammlung der Tischler und Berufsgenossen erklärt sich mit dem Referenten voll und ganz einverstanden, erblickt in dem vorliegenden Gesetzentwurf nur eine Veränderung der Armenpflege und keinen nennenswerthen Vortheil für die Arbeiter; im Gegentheil durch Einführung des geplanten Quittungsbuches eine Herabsetzung und ein Drängen in immer größere Abhängigkeit vom Fabrikanten und Unternehmer; deshalb erhebt die Versammlung einmüthig Protest gegen den Gesetzentwurf und fordert die Arbeitervertreter im Reichstage auf, gegen denselben zu stimmen." In der nun folgenden Diskussion sprachen die Herren Winter, Zubeil, Marlaan und Page ganz im Sinne des Referenten und ergänzten unter anhaltendem Beifall das Referat noch in einzelnen Punkten. Hierauf theilt der Vorsitzende, Herr Zubeil, noch mit, daß am nächsten Montag eine öffentliche Tischlerversammlung mit dem Alters- und Invalidengesetz-Entwurf auf der Tagesordnung im Lokale „Sanssouci", Kottbuserstr. 4a, stattfinden wird, und daß der überwachende Beamte die Versammlung verboten habe, da sie infolge eines Versehens nicht angemeldet worden war. Die Kollegen, die etwas zur Deckung der Unkosten der Versammlung beisteuern wollten, sollten die Beträge an seine Adresse, Waldemarstr. 73 II, senden. Hierauf wurde die Versammlung geschlossen.

In der öffentlichen Versammlung der Drechsler, welche am Montag, den 10 d. M., bei Deigmüller, Alte Jakobstraße tagte, referirte Herr Hildebrandt über die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Referent unterzog verschiedene Paragraphen dieses Gesetzentwurfes einer scharfen Kritik, namentlich die Einrichtung der zu bildenden Schiedsgerichte, da in denselben der Arbeitnehmer so gut wie eine Null sei. Ferner sei die Unterstützung von 120 Mark pro Jahr zu niedrig, da kein Mensch hiervon existiren könne; ebenso seien die 47 Beitragswochen in einem Jahre zu hoch gegriffen, da im Drechslergewerbe wohl selten Arbeiter zu finden sind, die Jahr aus Jahr ein Beschäftigung haben. Auch die Altersgrenze ist zu hoch, denn bei Nachfragen in den meisten Werkstätten ist kein Drechslergeselle zu finden, der über 60 Jahre alt ist, die Unterstützung daher mit dem 55. höchstens dem 60. Jahre eintreten müsse und dann wenigstens die Hälfte des Lohnes zu betragen habe. Ebenso ist die Einführung eines Quittungsbuches, welches dem Arbeitsbuch gleichkommt, zu verwerfen. In demselben Sinne sprachen die Herren Böttcher, Sündermann und andere; auch sie meinten, daß gegen diesen Gesetzentwurf entschieden Front zu machen sei. Eine diesbezügliche Resolution wurde wegen zu schwachen Besuches dieser Versammlung vertagt; am Montag, den 24. d. Mts., findet in demselben Lokale eine öffentliche Versammlung der Drechsler statt, wo dieselbe zur Abstimmung gelangen soll. Herr Hildebrandt theilte noch einiges über den Streik der Hamburger Drechsler mit, dann wurde die Versammlung geschlossen.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen tagte am Mon-

---

Kranz: Bravo! Sie haben den Tritt eines Seemanns!

Floquet: Ich vergöttere die Marine! Meine Eltern haben mich Advokat werden lassen. Sie haben meine Bestimmung nicht erkannt. Ich bin ein wahrer Seelöwe, und mit Allem, was Marine heißt, bin ich auf's Innigste vertraut.

Kranz: Also hier an Bord hat man nicht nöthig, Sie herumzuführen?

Floquet: Absolut unnöthig. Sehen Sie, worauf mein Fuß in diesem Augenblick tritt, das heißt „Deck". Ein Anderer würde einfach „Fußboden" sagen, ich sage „Deck". Und diese großen Stangen, die da in die Höhe ragen, das nennt „Masten".

Kranz: Sehr gut! Sehr gut!

Floquet: Der in der Mitte, welcher größer als die übrigen ist, das ist der „große Mast".

Die Offiziere: Er weiß alles.

Floquet: Dieser Theil des Schiffes, auf dem wir jetzt stehen, ist das Schiffs-Hintertheil, und der andere da, der die Wogen bricht, das ist das Vordertheil.

Kranz: Man kann Ihnen nichts neues mehr sagen.

Floquet: Links da ist das Backbord.

Kranz: Bravo!

Floquet: Rechts ist das . . . das . . .

Kranz: . . . Steuerbord.

Floquet: Steuerbord, das wollte ich sagen. Ich versichere Sie, ich kenne Ihr Schiff wie Sie selbst. Passen Sie auf. Alle die Taue zusammen, die da in den Masten herumhängen, das nennt man . . . Ah, Sapperment, helfen Sie mir!

Kranz: Takelage.

Floquet: Takeloge, richtig. Hier in dieser Glaskapsel erblicke ich einen Kompaß.

Kranz: Einen Kompaß in seinem Kompaßhäuschen.

Floquet: In seinem Kompaßhäuschen, ich wollte es gerade hinzufügen. Aber Kompaß habe ich selbst gesagt. Ah! Sehen Sie, da ist ein Mann, der an's Ruder geht . . . . an die Ruderpinne.

Kranz: Es ist ein Steuerrad. Heute ist die Pinne ein Rad.

Floquet: Das Steuerrad ersetzt heute die Ruderpinne . . . das ist mir bekannt, aber es ist immer eine Ruderpinne, nur mit dem Unterschied, daß es ein Rad ist. Sie haben Recht, und ich habe nicht Unrecht. Ich bin ein Seemann von der alten Schule, Sie sind jung.

Kranz: Verbindlichen Dank für das Kompliment.

Floquet: Und dieser Mann, der am Steuer steht, ist der Untersteuermann. Guten Tag, Untersteuermann!

Der Untersteuermann: Guten Tag, mein Herr!

Floquet: Ich kenne Sie, Untersteuermann. — Ich weiß, daß Sie Untersteuermann sind.

Die Offiziere: Er weiß es auch, Herr Minister.

Floquet: Und dieser kleine Kerl, der da in der Blouse und Mütze herumläuft, das ein ist Schiffsjunge . . . ein kleiner Schiffsjunge.

Kranz: In der That, es ist ein kleiner Schiffsjunge.

Floquet: Und da unten dieser Neger, der das Beefsteak brät, das ist . . .

Kranz: Das ist der . . .

Floquet: Sagen Sie es nicht, ich weiß es, es ist der Küchen . . .

Kranz (lächelnd): Oh!

Floquet: Ich wollte Sie nur irreführen. Es ist der Schiffskoch, der oberste Schiffskoch. Ich sage Ihnen, ich weiß alles. Wenn ich wollte, ich würde Ihnen noch den Hintersteven bezeichnen, die Pardunen, das Log, das Koldergatt, die Pfort-Luken, das Speigatt, das Stropp, die Vordersteven, die Scherstöcke . . .

Kranz: Hören Sie auf! Sie wissen mehr als ich.

Floquet: Studien, Admiral! Studien und Gedächtniß! Jetzt lassen Sie uns ins Arsenal gehen!

Zweites Bild.

(Besuch im Arsenal. Admiral Kranz zeigt Herrn Floquet die Büsten aller berühmten Seemänner.)

Kranz: Das ist Herr von Joyeuse, das Jean Bart, das Duquesne, dort Duguay-Trouin, hier Surcouf, hier Courbet.

Floquet: Es ist noch ein leerer Sockel da. (Leise zum Admiral): Ich werde Ihnen meine Büste schicken. Lassen Sie das Boot kommen!

(Die Schaluppe Floquet's erscheint.)

Adieu, meine Herren, Adieu, ihr Burschen!

* * *

In den Jahren der Illusionen.

Dramatische Szene nach dem Französischen des „Figaro".

Auftretende Personen:

Jules Ferry,
Joseph, sein Diener.
Der Schneider.

Ort der Handlung: Paris, in der Wohnung Jules Ferry's.

Ferry: Ich bin für Niemanden zu Hause, Joseph, ausgenommen, wenn Jemand von Carnots oder Floquets kommt. (Allein.) Ich weiß in der That nicht, warum man so lange zögert, mir ein Portefeuille anzubieten. Man glaubt, ich sei abgespannt, sogar ein wenig angeekelt, und da will man mich schonen, oder man fürchtet, einen Korb von mir zu bekommen. Sie kennen mich nicht. Ich bin nicht todt zu kriegen. Wie vermöchte ich in die Stille des Privatlebens zurückzukehren, jetzt, wo man sich auf allen Seiten mit mir beschäftigt, jetzt, wo ich zu so vielen Banketts eingeladen werde? Beweis, daß ich noch zu großen Dingen bestimmt bin, ist, daß Carnot, da er mich nicht zum Minister bekommen konnte, ein Mitglied meiner Familie aufgesucht hat, Floquet, genannt der Liebenswürdige.

Es scheint mir, man hat geschellt. Sicherlich, ich werde nichts anderes annehmen als die Präsidentschaft des Ministerraths mit den auswärtigen Angelegenheiten oder der Justiz . . . Joseph, wer hat da geschellt? . . . . Der Schlachter? Sag' ihm, er soll ein ander Mal wieder vorsprechen. Die Schelle ist jetzt ausschließlich für Herrn Carnot, seine Minister, seine Abgesandten und die Redakteure der „République Française" reservirt.

Es ist klar, man durstet nach einer Veränderung. Man müßte blind sein, um das nicht zu sehen. Aber Carnot wird eigensinnig. Er hat sich geärgert, daß ich mich gleichzeitig mit ihm um die Präsidentschaft der Republik beworben habe, und er weiß sehr wohl, daß er nur gewählt ist, weil ich zurückgetreten bin. Einfacher Tribut, gezollt einem großen, republikanischen Namen! Und dann beunruhigt ihn meine Popularität. Ich kann nicht über die Straße gehen, ohne daß man mir nachläuft und meinen Namen ruft: „Jules Ferry, Jules Ferry!" Man hängt noch ein Wort daran, ich habe es niemals verstanden, aber gewiß läßt sich so etwas nur als Popularität bezeichnen . . .

Das ist ein ander Ding als mit Boulanger. Dieser Mensch sieht nicht weiter, als seine Nase reicht. Begreift er denn nicht, daß er völlig außer Kours gesetzt ist? Alle Zeitungen, die ich lese, die „République", der „Temps", „Paris", fallen über ihn her. Seine Freunde geben sich also nicht einmal der Mühe, ihm die Augen zu öffnen?

Dies Mal hat es ganz gewiß bei mir geschellt . . . Joseph, lassen Sie ihn eintreten, in den Empfangssalon . . . Ich komme sofort. Ich bin etwas bewegt. Carnot hat also nachgegeben. Konnte er dem Rufe Aller widerstehen? (Er tritt in den Salon). Ah! mein Schneider! (Faßt sich schnell). Nun, da Sie einmal da sind, mein Freund, so nehmen Sie mir Maß. Ich wünsche ein Wams . . . so wie . . . Nun, wissen Sie, wie ich es wünsche?

tag, den 10. d. M., im Königstadt-Kasino, Holzmarktstraße 72. Auf der Tagesordnung stand: Vortrag des Herrn Paul Ernst über „Moralische Theorien“. Bevor der Referent begann, theilte der Vorsitzende mit, daß eine Versammlung mit einem Vortrag des Herrn F. Kunert die polizeiliche Genehmigung nicht erhalten habe, worauf eine andere angemeldet wurde, welche die Genehmigung erhielt. Der Vortragende führte u. A. folgendes aus: Moralisch gut sei eine That, welche mehr Nutzen als Schaden bringe, welche eine größere Anzahl glücklich mache, auch wenn sie für den Einzelnen nicht immer als Glück gelten könne. Jesus hätte in seinen Lehren als Moral stets die Liebe gepredigt, den Haß habe er nicht berücksichtigt. In neuerer Zeit sei aber eine Weltanschauung entstanden, welche den Haß in ihr Programm aufgenommen habe. Die Sozialdemokratie lehre nicht, geduldig auszuhalten, wenn einem Unrecht wiederfährt, sondern ungeduldig zu werden. Die Ideale aller neueren Weltanschauungen liegen in der Zukunft. Auch beim Sozialismus sei dies der Fall. Zur Diskussion sprachen die Kollegen Max und R. Baginski und Borchard. In den Ausführungen des letzteren wollte der überwachende Beamte Politik erkennen, weshalb derselbe den Vorsitzenden fragte, ob der Verein ein Fachverein sei und ob derselbe Politik treibe. Der betreffende Kollege ist nach Schluß der Versammlung sistirt worden. Zu Verschiedenes wurde mitgetheilt, daß die nächste Versammlung am 17. September bei Fey, Brunnenstr. 140 stattfinde, sowie daß nächsten Sonntag eine Partie mit Damen nach Schmargendorf stattfinde. Treffpunkt Askanischer Platz, Mittags 1 Uhr. Alsdann wurde ein Vergnügungskomitee gewählt. Eine Mittheilung, daß am 24. d. Mts. im Louisenstädtischen Konzerthaus eine öffentliche Schuhmacher-Versammlung stattfinden soll, wurde noch zur Kenntniß der Versammlung gebracht.

Große öffentliche General-Versammlung sämmtlicher Zimmerleute Berlins und Umgegend am Montag, den 24. September, Abends 8½ Uhr, im Konzerthaus Sanssouci, Kottbuserstr. 4a. Tagesordnung: Referat und Diskussion über die Gesetzesvorlage der Invaliden- und Altersversorgung der Arbeiter. Referent Herr M. Schippel. Gewerkschaftliches und Verschiedenes. Die Versammlung ist genehmigt. Kameraden, auch die Zimmerer Berlins sind verpflichtet, ihr Votum abzugeben und sich klar zu werden, welche Stellung sie dieser Gesetzesvorlage gegenüber einzunehmen gedenken. Zu diesem Zwecke findet diese Versammlung statt, und erwartet man eine allgemeine Betheiligung aller Zimmerleute. Wir ersuchen darum, auf allen Plätzen und Bauten dies zu verbreiten, und wenn es erforderlich ist, auch einmal diejenigen Zimmerer aufzurütteln, welche derartig fest schlafen, daß sie weder hören noch sehen, in welcher Lage oder Stadt sie sich befinden. Man überzeuge sie, daß es auch Pflicht der Zimmerer Berlins ist, daran mitzuarbeiten, damit die drückende Lage des arbeitenden Volkes erträglicher sich gestalte. Also, der Saal ist groß genug.

Das diesjährige Stiftungsfest des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und Berufsgenossen, bestehend in Konzert, Theateraufführung und Ball, findet Sonnabend, 15. September, im Konzerthaus Sanssouci, Kottbuserstraße 4a, statt. Billets für Herren 50 Pf., Damen 25 Pf., sind nur vorher zu haben bei den Kollegen: H. Nagel, Wienerstr. 25, H. 3 Tr.; G. Hahn, Lübbenerstr. 13; C. Sparfeld, Sorauerstr. 27, sowie bei sämmtlichen Vorstandsmitgliedern und im Arbeitsnachweis bei C. Pfister, Waldemarstraße 61.

Große öffentliche Generalversammlung sämmtlicher Zimmerleute Berlins und Umgegend am Sonnabend, den 15. September, Abends 8½ Uhr, im „Neuen Klubhaus“, Kommandantenstr. 72. Tagesordnung: Abrechnung des Arbeitsnachweises. Neuwahl der Kommission. Verschiedenes.

Oeffentliche Versammlung der Schlosser und Berufsgenossen Berlins am Donnerstag, den 3. September, Abends 8½ Uhr, im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstraße 37. Tagesordnung: 1. Die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Referent Herr Alb. Auerbach. Diskussion. 2. Verschiedenes.

Theater.

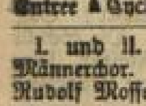
Donnerstag, den 13. September.

Opernhaus: Turandot.
Schauspielhaus (im Wallner-Theater): Tante Therese.
Lessing-Theater: Nathan der Weise.
Deutsches Theater. Die Herrmannsschlacht.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Pariser Leben.
Residenz-Theater: Francillon.
Kroll's Theater: Tell.
Belle-Alliance-Theater: Tricoche und Cacolet.
Viktoria-Theater: Die Kinder des Kapitän Grant.
Adolph-Ernst-Theater. Die drei Grazien.
Kaufmann's Variété: Spezialitäten-Vorstellung.
Concordia-Theater: Spezialitäten-Vorstellung.
Theater der Reichshallen: Spezialitäten-Vorstellung.

Königstädtisches Theater.
Alexanderstr. 40 — Kurzestr. 6.
Stadt- und Pferdebahnverbindungen nach allen Richtungen der Stadt.
Heute, Donnerstag, den 13. September:
Zum 151. Male:
Der Bettelstudent von Berlin.
Große Gesangs-Posse in 5 Bildern von Martin Böhm und Hugo Buffe.
Kassenöffnung 6½ Uhr, Anfang 7½ Uhr.
Bons und Zeitungs-Ausschnitte haben Gültigkeit.
Alles Nähere die Anschlagsäulen.

Freitag, d. 14. Septbr.: Dieselbe Vorstellung.

American-Theater.
Direktion A. Reiff.
Wallnertheaterstrasse Nr. 15.
Donnerstag, den 13. September:
Zum 8. Male:
Die Weisheit Salomonsky's.
Berliner Lokalpossen-Pantomime von R. Anger. Musik arrangirt von R. Thiele.
1. Bild: Die Renommirstunde bei Haase.
2. Bild: In der Academy of music.
3. Bild: Bei Mutter Pignatelli im Coursaal.
4. Bild: Berlin um Mitternacht.
5. Bild: Vor'm Schöffengericht.
Neu einstudirt:
Tausend und eine Nacht.
Operette von W. Köhler. Musik von R. Thiele. Auftreten der drei Geschwister Delépierre, des Instrumentalisten Herrn Krüger, des Mimikers Rivoli und des Herrn Martin Bendix.
Anfang 7½ Uhr. Entree 50 Pf., Parterre 1 M., Balkon 1,25 und 1,50 M., Parquet 1.50 M., Sperrsitz 2 M., Loge 2 M., Balkonloge 3 M. Billet-Vorverkauf Vormittags 11—1 Uhr an der Kasse.


Passage 1 Cr. 9 M. — 10 A.
Kaiser-Panorama.
Eine Reise durch Bayern.
Fahrt mit der Gotthardbahn.
Der ganze Trauerzug und Aufbahrung Kaiser Wilhelms im Dom.
Entree à Cycl. 20 Pf., Kind nur 10 Pf. Abonn

I. und II. Tenöre sucht ein alter größerer Männerchor. Adressen unter **L. P. 115** an Rudolf Mosse, Prinzenstr. 41. [567

Das diesjährige
Stiftungsfest
des
Vereins zur Wahrung der Interessen d. Klavierarbeiter u. Berufsgen.
bestehend in
Konzert, Theater-Aufführung u. **Ball**
findet **Sonnabend, 15. September**, im **Concerthaus Sanssouci**, Kottbuserstr. 4a, statt.
Billets für Herren 50 Pf., Damen 25 Pf., sind nur vorher zu haben bei den Kollegen: H. Nagel, Wienerstr. 25, H. 3 Tr.; G. Hahn, Lübbenerstr. 13; C. Sparfeld, Sorauerstr. 27, sowie bei sämmtlichen Vorstandsmitgliedern und im Arbeitsnachweis bei C. Pfister, Waldemarstraße 61. [509

Unserm Freunde
A. Tamm
zu seinem heutigen Wiegenfeste ein donnerndes Hoch, daß die ganzen Balken vor Freude von selbst an zu kanten fangen. [565
Einer für Alle.

Teppiche
zu billigen Preisen!
Wir verkaufen unser Teppich-Lager aus und verkaufen gewöhnliche, haltbare Teppiche für 4, 5 u. 6 M., große Tapestry-Plüsch-Teppiche für 12, 15 u. 18 M.
Tischdecken
Manilla-Tischdecken mit Franzen 2, 2,50 M. Bunte Tischdecken mit Schnur und Quasten 3, 3,50 bis 5 M., Gobelin-Tischdecken mit Schnur und Quasten 5 u. 6 M.
Gardinen,
weiße Zwirn-Gardinen, reellstes Fabrikat, Meter 45, 50 u. 60 Pfg. Englische Tüll-Gardinen auf beiden Seiten eingefaßt, Meter 50, 60, 75 Pfg. u. 1 M. Einzelne abgepaßte Fenster 3,50, 4—6 M. Hübsche Manilla-Gardinen, Meter 40 u. 50 Pfg.
Sielmann & Rosenberg
Kommandantenstrasse
Ecke Lindenstrasse.

Herren- u. Knaben-Filzhut-Fabrik
von [559
Ferdinand Henke,
Dennewitzstr. 1.
Verkauf zu Fabrikpreisen.

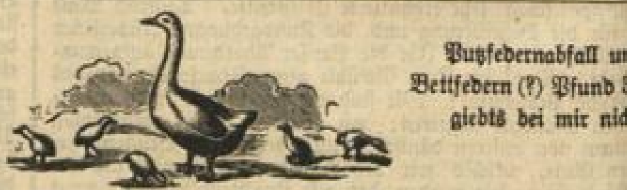
Betten, 10 Mark,
1 Stand, vollständige Länge und Breite, nur 10 Mark, Bettfedern, Pfund von 35 Pf. an, verkauft allein die Bettfedern-Engros-Handlung
1. Geschäft **Kottbuserstrasse 4**, parterre.
2. Geschäft **Brunnenstrasse 139**, 1 Tr.
Zur Auswahl stehen 23 Sorten Federn. Billigste Bezugsquelle für Händler. 100

Billige Rester zu Knabenhosen, große Hosen, Jaquets, für Damen Regenmäntel, Jaquets, Trikots, Morgenkleider, Sammet, Atlas, Spitzen u. s. w. **Karle**, Lausitzerpl. 1, auch Dresdenerstraße 23. an der Markthalle. Nur bis Mittag.

561
Rohtabak!
A. Goldschmidt
vom **2. October** ab
An d. Spandauer Brücke 6
am Hackschen Markt.

Selbstunterricht
in der **einfachen** u. **doppelten kaufmännischen**
Buchführung
und Darstellung eines neuen abgekürzten Systems zur doppelten Buchmethode
von
C. Schmidt,
Lehrer der Handelswissenschaft.
Preis 1 Mark.
Zu beziehen durch die **Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstrasse 44.**

Soeben erschien:
Die französische Revolution.
Von **W. Blos.**
Heft 4.
Preis 20 Pfg.
Zu beziehen durch die
Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44.
Wiederverkäufern Rabatt.


Betten ganzer Stand für 9 Mark, derartige Waare führe ich nicht.
Putzfedernabfall und Bettfedern (?) Pfund 30 Pf. giebts bei mir nicht.
Bettfedern und Daunen,
neue Gänsefedern (staubfrei) per Pfund 1 Mark an, bis zu den feinsten Daunen.
Frau Glaser, Gruner Weg 72, Hof pt. (kein Laden.)

Zu beziehen durch die Expedition Zimmerstraße 44:
Internationale Bibliothek
Von der **Internationalen Bibliothek** liegt nunmehr die I. Serie komplet vor. Sie besteht aus folgenden 7 Bänden:
Die Darwin'sche Theorie. Von Dr. Edw. Aveling. Broschirt Mk. 1,50. Gebunden Mk. 2,—.
Karl Marx' Oekonomische Lehren Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von Karl Kautsky. Broschirt Mk. 1,50. Geb. Mk. 2,—.
Weltschöpfung und Weltuntergang. Die Entwicklung von Himmel und Erde vom Standpunkte der Naturwissenschaften dargestellt von Oswald Köhler. — Broschirt Mk. 2,—. Geb. Mk. 2,50.
Die ländliche Arbeiterfrage. Nach dem Russischen des Kablukow. Broschirt Mk. 1,—. Geb. Mk. 1,50.
Thomas More und seine Utopie. Mit einer historischen Einleitung von Karl Kautsky. Broschirt Mk. 2,—. Geb. Mk. 2,50.
Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien. Von August Bebel. Broschirt Mk. 2,—. Geb. Mk. 2,50.
Das moderne Elend u. die moderne Uebervölkerung. Zur Kenntniß unserer sozialen Entwicklung. Von Max Schippel. Broschirt Mk. 1,50. Geb. Mk. 2,—.

Die II. Serie ist mit einem reichillustrirten Werke von W. Blos, **Die französische Revolution**, volksthümliche Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789 bis 1804, eröffnet worden.
Die Lieferungshefte (32 Seiten gr. Oktav in Umschlag à 20 Pf.) sind in der Expedition, Zimmerstraße 44, zu haben
Hochachtungsvoll
J. H. W. Dietz' Verlag in Stuttgart.
202]

Zehdenickerstr. 14 bei Perlick ist eine Schlafstelle, Eing. sepr., zu vermiethen. [564

Gardinen zu Fabrikpreisen auch an Private! **Englisch Tüll** in Stücken von 22 Mtr. v. 12—36 **Damast-Zwirn** in Stücken 22 Mtr. v. 10—13 Mark. **Einzelne Fenster-Gardinen!!** à 2,50 M.!!
Illustrirte Musterbücher franco.
Teppiche mit geringen Webefehlern selten billig!
Double-Brüssel-Teppiche, 2 groß, Stück 6 M. **Herrliche Salon-Teppiche** Stück 12, 15, 20—1 Vollständig **fehlerfreie** Teppiche von 150 M. **Wollatlas-Steppdecken** imit., v. 13 M. **Ausführliche Preisbücher franco.**
Fabrik-Lager Emil Lefèvre
Berlin S., Oranienstr. 153,
zwischen Moritzplatz u. Oranienbrücke.
Versandt unter Nachnahme.

Möbel, Spiegel u Polsterwaaren
eigener Fabrik wegen Ersparung der Ladenmiethe billig **Brunnenstraße 28.**
Lager und Verkauf nur Hof part.
Zahlung nach Uebereinkunft.

Große neue Betten.
Stand 9 Mark.
Bettfedern Pfd. 30 Pfg.
bis zu den feinsten Daunen zu fabelhaft billigen Preisen. Größte, leistungsfähigste Bett- und Bettfedernhandlung von
L. Beutler.
Erstes Geschäft: **Ackerstr. 35.**
Zweites Geschäft: **Mariannenstr.**
NB. Feine broncirte Feldbettstellen mit Matratze und Manilla-Bezug Stck. 8,50 M., welche überall 12 Mark kosten. [171

Herrschaftliche wenig gebrauchte, zurückgesetzte Möbel, darunter Sophas, Spinden, Vertikows, Garnituren, sehr billig. Großes Lager einfacher und eleganter Möbel, Spiegel u. Polsterwaaren. Theilzahlung gestattet. **J. Caro,** Neue Schönhauserstraße 1, erste Etage.

Kinderwagenbazar
Berlin SW.,
Jerusalemerstr. 56,
Hof part.,
liefert jede Art Kinderwagen billigst auch auf Theilzahlung.

Arbeitsmarkt

Ein Tischlergeselle auf Photographie-Rahmen wird verl. Wrangelstr. 9, v. 2 Tr. bei Finger. [560

Tüchtige **Former und Ciseleure** finden sofort Stellung
Aktiengesellschaft vorm. H. Gladenbeck u. Sohn, Bildgießerei in Friedrichshagen.
Meldungen in Friedrichshagen oder im Verkaufslager, Berlin, Leipzigerstr. 121. [566

Grundirer auf Goldleisten verlangt
557] **Brikau,** Kottbuser Ufer 32.

Bildhauerlehrl. verl. Schmidtchen, Naunynstr. 88.

Verantwortlicher Redakteur: **R. Cronheim** in Berlin. Druck und Verlag von **Max Bading** in Berlin SW., Beuthstraße 2.

Hierzu eine Beilage.

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Nr. 215. Donnerstag, den 13. September 1888. 5. Jahrg.

Ueber die Bedeutung der Flüsse und ihre Entwickelung als Verkehrswege

sprach Max Honsell bei der festlichen Eröffnung des 3. Internationalen Binnenschifffahrts-Kongresses in Frankfurt a. M. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den hochinteressanten Vortrag in seinem ganzen Umfange wiederzugeben. Nur einzelne Hauptgesichtspunkte seien angeführt, während wir den Schluß, der sich mit dem Rhein beschäftigt, vollständig zum Abdruck bringen. Wir folgen hierbei der Wiedergabe des Vortrages in dem „Centralblatt für Bauverwaltung".

Die Landstraßen als große Handelswege haben, wie der Vortragende ausführte, ihre Bedeutung verloren, sie mußten gegenüber der umwälzenden Entwickelung der Eisenbahnen unterliegen. Diese wie die die Weltmeere durchkreuzenden Dampferlinien sind Schöpfungen der jüngsten Zeit, ihre Geschichte gehört vorwiegend der Gegenwart an. Anders die natürlichen Wasserstraßen; sie waren es, auf welchen schon in den ältesten Zeiten ein Völkerverkehr sich entwickeln konnte. Von den Küstenländern und den großen Stromniederungen hat sich die materielle und dann auch die geistige Kultur ausgebreitet, und die Flüsse vorzugsweise sind so zu Kulturträgern der Menschheit geworden. Früher als die Landstraßen, auch weit früher als die Seewege sind sie zur wirthschaftlichen Bedeutung gelangt, und sie haben diese im großen Ganzen bis in unsere Tage behauptet.

Der Fluß hat seine physikalische und seine Kulturgeschichte. Die erstere, ein Theil der Erdgeschichte, verfolgt die vieltausendjährige Arbeit, welche die Bewegung des Wassers an der Oberflächengestaltung unseres Planeten geleistet hat. Sie lehrt uns, wie die fließenden Gewässer die Thäler ausgewaschen, die Gebirge durchnagt und quer durchbrochen haben, wie dann die vordem staffelförmig getrennten Seen abgelaufen, wie ihre Becken und die Meeresbuchten durch die vom Wasser hergetragenen Sinkstoffe ausgefüllt, dadurch die breiten Flußthäler und die weiten Tiefländer geschaffen wurden, wie so der Strom aus einer Vielheit von Gerinnen und Becken mehr und mehr zum hydrographischen Ganzen sich gestaltet hat, ein Vorgang, dem wir ganz ebenso in der Staaten- und in der Kulturgeschichte begegnen: dem Durchringen und Wachsen aus dem Beengten und dem Getrenntsein — jeder Volksstamm lebte anfänglich ein Leben für sich — zur freieren Bewegung, zur Einheit, zur Größe.

Die physikalische Geschichte der Flüsse ist nicht abgeschlossen; unter der Wirkung der immerwährenden Erosion des fließenden Wassers dauert die Ausbildung der Flußgerinne fort. Aber so ungeheuer groß sind die Epochen der Erdgeschichte, daß ihre stetigen Vorgänge in der Menschengeschichte kaum merklich werden. Das Maß jedoch, bis zu dem die natürliche Ausbildung des Flusses vorgeschritten, ist von Anfang bestimmend für seine kulturgeographische Bedeutung. Zwar wenn wir an den Ufern der Flüsse, auch in ihrem Oberlaufe, die ältesten Wohnsitze finden, so waren es zunächst die klimatisch begünstigte Lage, der fruchtbare Schwemmboden und der die organische Natur belebende Einfluß des Wassers, was hier zur Niederlassung einlud; und wenn die großen Völkerwanderungen die Flüsse entlang gezogen sind, so war es wieder vielmehr das Thal, dem sie folgten, als der Fluß selbst. Ganz natürlich: beide Bewegungen, die des Verkehrs und die des fließenden Wassers vollziehen sich unter der Herrschaft des gleichen Gesetzes, des Gesetzes der Schwerkraft, ihm gehorchend hat der Fluß sich seinen Weg gebahnt. Die Flüsse dienten deshalb in früheren Zeiten den Völkern, wie heute noch den in fremde Welttheile vordringenden Forschungsreisenden, als Wegweiser, als leitende Fäden, und wir erkennen andererseits, daß es stets schon das Vorhandensein einer gewissen vorgeschrittenen Kulturstufe voraussetzt, bis der Fluß als Verkehrsweg benutzt wird. Wenn also auch nicht überall für die erste Besiedlung der Flußthäler und Stromniederungen, so doch immer für die zunehmende Verdichtung der Bevölkerung, für das Aufblühen der Uferstädte in der Erwerbsthätigkeit der reichen Stromlandschaften ist die Wasserstraße die mächtig wirkende Ursache.

Europa, wie in der Gestaltung seiner Küsten, so auch im Festlandsinnern geotektonisch fein gegliedert, ist der Ausbildung schiffbarer Flüsse größtentheils günstig: über wellige Hochflächen, durch Mittelgebirge und Hügelland senken sich die Gewässer vom Austritt aus den engen Thälern und aus den Randseen der zentralen Faltengebirge mit allmälig abnehmendem Gefälle in die Tiefebenen und flachen Küstenländer. Im Gegensatz hierzu steht Afrika mit seinem plumpen Aufbau: die Flüsse trennen dort mehr als sie verbinden, in dem vorherrschenden Terrassengebirge fallen sie stufenförmig herab, und der letzte Absturz liegt meist schon nahe der Mündung, so daß der langgestreckte Unterlauf fehlt, dessen gute Schiffbarkeit an den europäischen Flüssen zur dichten Ansiedlung und fast immer auch zur Bildung einer großen Stadt den Anlaß gegeben hat, — am Rhein ist dies Köln, die Colonia Agrippina der Römer. Aber auch von den europäischen Flüssen sind wenige von der Natur so fertig ausgebildet, als daß nicht die Gebirgsdurchbrüche noch als schluchtartige Abstürze sich geltend machten. Es sind jene Stromstrecken, deren wilde landschaftliche Schönheit der Reisende bewundert, deren Beschiffung aber erschwert oder unmöglich ist. So wird der Bodensee vom schiffbaren Rheine geschieden durch den Fall über den Tafeljura bei Schaffhausen und die folgenden „Laufen" und „Gewilde", und der mit dem Binger Loch beginnende Durchbruch des rheinischen Schiefergebirges macht das Mittelstück der Wasserstraße des Rheines zum schwierigsten: Felsriffe wechseln mit tiefen Kolken, die ganze Strecke ist eine Folge von Stromschnellen, Engen und scharfen Krümmen; Schiffsreiter und Lootsen haben sich hier angesiedelt, und der Aufenthalt und die Theilung der Schiffszüge, der Umschlag in die Lichterfahrzeuge, auch die nicht seltenen Havarien sind zur Erwerbsquelle der Anwohner geworden. So sehen wir denn auch in dem Engpasse zwischen Bingen und St. Goar am Fuß der felsigen Thalwände den schmalen Ufersaum dicht besetzt mit Ortschaften und darüber, von steiler Höhe den Strom beherrschend, die Trümmer stattlicher Burgen, stumme Zeugen jener rechtlosen Zeit, da Willkür und Habsucht der kleinen Gebietsherren die Engpässe benutzten, um von dem reisenden Kaufmann Zölle zu erpressen, wohl auch die Ladungen zu plündern.

Und nun geht der Vortragende ausführlich auf den Rhein über.

An seinen Ufern begegnen wir überall Stätten alter Kultur. Inwieweit Klima und Bodenbeschaffenheit und der ebene Weg im Thale die Ursache, wie viel die Benutzung des Stromes als Verkehrsweg daran Theil hat, wir wissen es nicht. In den 400 Jahren der Römerherrschaft hat sich am Rhein entlang ein sehr bewegtes Leben entfaltet; sicher ist, daß damals der Strom als Wasserstraße benutzt war. In der allemannisch-fränkischen Zeit wurden die ober- und mittelrheinischen Gegenden ausschließlich von der Donau und der Rhone aus, auf dem Landwege auch über die Alpen her mit den Waaren des Orients versorgt, und bis zu den Karolingern verlautet wenig von der Rheinschifffahrt. Doch hat der Strom, wie wir aus dem Nibelungenlied erfahren, damals den Großen, wie später lange noch deutschen Kaisern als Reiseweg gedient; und jene Recken wußten auch wohl das Ruder zu führen. Als zur Fahrt um Brünhild gegen Isenland sich anschickend, König Gunther fragt: „Wer soll nun Schiffmeister sein?" da ist es Siegfried:

„Das will ich," ruft er, „ich kann euch auf der Fluth
Wohl von hinnen führen, daß wißt, ihr Helden gut;
Die rechten Wasserstraßen sind mir wohlbekannt . . ."

Allmälig aber begannen die Römerstädte wieder aufzublühen und der Stromverkehr sich zu heben. Karl der Große wollte den indischen Waarenzug gegen den Rhein ablenken durch einen Donau-Main-Kanal, doch der Bau mißlang. Tausend Jahre später durch den Bayernkönig Ludwig I. ist der Gedanke verwirklicht, allein die indischen Waaren hatten längst andere Wege eingeschlagen. Zur wichtigen Handelsstraße ist der Rhein erst geworden, als mit der Errichtung des Hansabundes, dem auch Köln angehört hat, der Waarenaustausch sich den nordischen Häfen zuwandte. Die Schwierigkeit jedoch der Befahrung mancher Stromstrecken, insbesondere der Stromschnellen und Engen im rheinischen Schiefergebirge, aber auch die unsäglichen Bedrückungen durch Zwangsabgaben, vor Rudolf von Habsburg auch noch durch Raubritterunwesen, ließen die Schifffahrt nicht zur gedeihlichen Entwickelung gelangen. Der Bann des Mittelalters mußte erst gelöst sein, und das hat bis in das 19. Jahrhundert gewährt. Bis dahin ist die Geschichte der Rheinschifffahrt eine Geschichte von Zöllen, Stapel- und Umschlagsrechten und willkürlichen Zwangsmaßregeln der Städte und der vielen kleineren Gebietsherren. Sie alle forderten viel von der Schifffahrt und leisteten ihr wenig oder nichts. Die politischen Hemmnisse überwogen noch die physischen; auch die Strommündungen waren für den Flußverkehr politisch geschlossen. Es hat der umwälzenden Ereignisse zu Anfang unseres Jahrhunderts bedurft, um Wandel zu schaffen, und auch jetzt ward die Schifffahrt nur allmälig von den drückenden Fesseln befreit. Nun kam aber die Einführung der Dampfkraft im Verkehrswesen, zuerst in der Schifffahrt, indeß bald auch mächtig im Landverkehr, und fast schien es, als ob die Schifffahrt im Wettbewerbe werde unterliegen müssen. In der That, der Landverkehr hatte mehr gewonnen; denn hier war nicht allein die Zugkraft gesteigert, sondern auch die Bahn, auf der die Fuhrwerke rollen, geebnet worden, das Schienengeleis ist nicht minder wichtig, als die Lokomotive. Die Dampfschifffahrt dagegen hatte sich auf der gleichen Bahn zu bewegen, die gleichen Widerstände zu überwinden, wie die Ruder- und Segelschifffahrt.

Jetzt galt es also, die Wasserstraße zu verbessern, und allerwärts begann man die Flüsse zu reguliren und zu kanalisiren. Bald konnte jener Engländer sagen, ein nicht regulirter Fluß komme ihm vor wie ein Mann in Hemdsärmeln, und es ist nicht unberechtigt, wenn man heute in dem Zustande der Gewässer einen Maßstab für die Kultur des von ihnen durchflossenen Landes erkennen will. Der Rhein in den Gebirgsstrecken konnte noch bis 1830 nur bei höheren Wasserständen mit geladenen Schiffen befahren werden. Mit Ueberwindung namhafter Schwierigkeiten und mit großen Geldopfern wurden jetzt die hochstreichenden Felsriffe gesprengt und ist auch sonst die Wasserstraße durch ausgedehnte Bauwerke sehr viel leistungsfähiger gemacht worden, und das Bild, wie es nun im Rheinverkehr sich entrollt, ist ein überaus erfreuliches, wahrhaft großartiges: Wir sehen den Strom sich beleben mit schmucken Dampfern, mit stattlichen Schleppzügen und mit Eilgüterbooten; von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Schiffe zu und ihre Tragfähigkeit. Der Verkehr steigt auf nie geahnte Höhe. Von drei Seehäfen ersten Ranges schwimmen die werthvollen Erzeugnisse der fremden Welttheile bis hoch in das Binnenland, den Umkreis des rheinischen Handels weitend. Der Bergbau an der Ruhr nimmt gewaltige Ausdehnung an, um die zahlreichen Schiffe befrachten zu können, die den „schwarzen Diamanten" stromauf und stromab befördern zu den allerwärts entstehenden Fabrikanlagen und zur Weiterbewegung auf den von der Wasserstraße abzweigenden Schienenwegen. Vom Ober- und vom Mittelrhein gehen stromab die Erzeugnisse der Industrie und des Bodens, große Massen von Holz aus dem Schwarzwald und dem Maingebiet, ja — mit der Eisenbahn zugeführt — aus weit abliegenden Gegenden. Ueberall macht sich das Bedürfniß geltend nach Erweiterung der alten und Herstellung neuer Hafenanlagen, die Städte wachsen, ja hier, inmitten des alten Europa, inmitten des 19. Jahrhunderts, hat sich gegenüber Mannheim, der Hauptstadt des Oberrheins und Mündungsstadt des Neckars, eine Stadtbildung vollzogen — Ludwigshafen.

Gesittung und reges Treiben, gesunder Unternehmungsgeist, Wohlstand und Frohmuth herrschen am ganzen Rhein und an seinen schiffbaren Nebenflüssen. Im Rheingebiet sehen wir aber auch, was bei der Gunst der Natur die den Wasserstraßen zugewandte Fürsorge weiser Regierungen Segensreiches bewirken kann. Möge sie dem schönen Strome, möge sie allen Wasserstraßen erhalten bleiben oder in gleichem Maße zu Theil werden! Im Weltverkehr in erster Reihe: die Schifffahrt schafft das rechte Leben, stolz klingt der Spruch am Seemannshause in Bremen: „Navigare necesse est, vivere non est necesse." Möchte die kulturbefruchtende Bedeutung der Flüsse überhaupt mehr und mehr allseits gewürdigt werden? Von allen Wassergestaltungen unserer Erde mischen sich keine so sehr ins Leben, als die Bäche, Flüsse und Ströme, die überall der Menschen Wohnsitz umspülen, in viel hundert Dingen ihm zur Hand sind. Und was hochbedeutsam: sie dienen ebenso dem wirthschaftlich Schwachen, wie den großen Betrieben. Im rauhen Gebirge reichen die Wohnstätten soweit hinauf, als der durch die Bewässerung erzielte reichliche Ertrag der Matten im schmalen Thalgrund den Bewohnern noch ermöglicht, ihren Viehstand durch den Winter zu bringen. Dort treibt der Bach das kunstlose Rad der kleinen Sägemühle so willig, wie weiter ab die Turbinen der großen Fabrik. Der Flußverkehr ernährt eine zahlreiche Bevölkerung durch die selbstständige oder verantwortungsvolle Ausübung eines Gewerbes, das in steter Berührung mit der freien Natur Kraft und Muth erfordert und giebt. Die Vortheile der überall zugänglichen Wasserstraße, sie bestehen für alle Uferanwohner. Also nicht allein volkswirthschaftlich, insbesondere auch von einem gesellschafts-politischen Gesichtspunkte ist es freudig zu begrüßen, wenn unsere Zeit die Pflege der Wasserstraßen sich ernstlich angelegen sein läßt, und wenn überhaupt das Bestreben dahin gerichtet ist, die in den fließenden Gewässern gebotenen Kräfte so viel als möglich zu nutzen, wie andererseits den kulturfeindlichen Zuständen und

---

Petrine.

Aus dem Schwedischen.

Die Halde war hoch oben auf dem Berge, wo nichts anderes zu sehen war, als das rothe Haidekraut, so weit das Auge reichte, nichts als Haidekraut und Haidekraut, hin und wieder ein halbverfaulter Baumstumpf, oder ein verwittertes Felsstück mit ein bischen Brombeergestrüpp in den Ritzen, da und dort ein kleiner Fleck mit weichem Moose und ins Land hinein ein Bergrücken nach dem andern, stets mehr und mehr in Dunst gehüllt und über Allem die klare Luft, so fein und so leicht, daß es kaum Luft war, denn es war ein Nichts.

Am Fuße lag die Stadt, genau unter der Halde angeklebt, und weit, weit darüber hinaus das Meer, hell und weiß schimmernd; es war kein Ende davon, so weit man blicken mochte — es dehnte sich vor dem Auge mehr und mehr in strahlender Herrlichkeit.

Von unten her kam etwas heraufgeklettert, man hörte Steinchen rollen und Jemanden kurz und stark athmen. Erst erschien der Kopf und dann die ganze Gestalt. Es war Petrine Sivertsen, Tochter der alten Madame Sivertsen, welche in dem kleinen grauen Hause da unten, gerade vor der Halde, wohnte. Es war ein zartes, aufgeschossenes Mädchen, etwa sechszehn Jahre oder so herum. Schön war sie nicht; doch hatte sie Augen von jener Art, welche leuchten. Sonst hatte sie etwas Aufgewecktes, besonders durch den Ausdruck um den Mund herum. Sie trug ein schwarzes Kleid, welches über die Brust zu eng geworden und bei den Armlöchern zersprengt war, so daß das Futter hervorguckte.

Sie setzte sich; es schien, als erwartete sie Jemanden. Bald darauf kam Jemand heraufgeklommen, doch weiter weg. Sie hörte es, ehe sie etwas sah, und lächelte; sie hatte jene Art von Lächeln, welches plötzlich auftaucht und Alles erhellt und ebenso rasch wieder schwindet, doch dann wandte sie ihm den Rücken zu und saß und zupfte an irgend einem Moose und that nicht dergleichen.

Der Heraufkommende war aber kein anderer, als Nicolaj Brahm, der Sohn des Schiffsrheders Brahm, des alten, schmutzigen Knickers, der nichts anderes that, als Geld zusammenscharren, trotzdem er ohnehin schon so viel davon hatte, „daß er alle seine Schuyten damit vergolden konnte," sagten die Leute.

„Ui, wie Sie mich erschreckten!" sprach sie und blickte auf.

„Als hättest Du etwa nicht gesehen, daß ich kam!"

Er warf sich neben sie in's Haidekraut, nahm einen Zweig und begann sie am Halse zu kitzeln. „Lassen Sie das," sagte sie, doch lachte sie; er merkte, daß er ihr gefiel.

Nicolaj Brahm mochte wohl so einige zwanzig Jahre alt sein; er war nicht hübsch — klein mit kleinen Zügen und besonders wenig Stimme; sie blieb ihm immer aus, so oft er ein bischen viel auf einmal reden sollte. Vor nicht langer Zeit erst war er aus dem Auslande heim gekommen, daher ihm auch die Kleidung so fein und stramm saß.

Und nun war er so verschossen in dies kleine Mädchen. Es war fast eine Schande, in solch' ein einfaches, dummes kleines Ding. Aber von diesen Augen kam er nicht los. Er hatte sie ein paar Mal auf der Werfte getroffen und dann oben bei einem Stapellauf, wo zufällig niemand von den feinen Leuten der Stadt war, so daß er sich ungehindert mit ihr abgeben konnte. Und da hatte er sie gebeten, daß sie sich hier auf der Haide begegnen mögen, denn er wollte nicht, daß jemand sie beisammen sehe. Jeden Abend waren sie da.

Allein nun wurde sie des Stillsitzens müde. „Schauen Sie, ob Sie mich fangen können," rief sie und lief in's Haidekraut hinein. Dasselbe schlug um sie herum, die Röcke blieben hängen, sie glitt auf dem Moos und fuhr über die kleinen Haldenspitzen mit rasender Eile. Du mein, war das unterhaltend, denn sie wußte, daß er gerade hinter ihr war; jeden Augenblick konnte er sie einholen. Er schimpfte und lief. So ein Teufelsmädel; aber sie sollte es dafür kriegen. Plumps, fiel sie; der Fuß stak in einem Mehlbeerreis. Er war ihr auf den Fersen, warf sich neben sie in den Ginster, faßte sie und wollte sie küssen. Sie wehrte sich; er hatte dies nie vorher gethan; er war aber stärker als sie. Nun wurde ihr plötzlich ganz angst, und doch fühlte sie sich so seltsam zu ihm gezogen. — Sie wollte nie mehr zu ihm auf die Halde herauf. Nein, nie mehr.

Aber am nächsten Abend war sie doch wieder da.

Und so ging es den ganzen Herbst über. Die Leute begannen von ihnen zu reden; stets hatte ein oder das andere Weib, welches um Wachholderbeeren oder Reisig droben gewesen, die beiden zusammen gesehen. Solch' ein abgefeimtes junges Mädchen; und doch war es noch kein Jahr her, daß sie in die Christenlehre gegangen. Aber von Nikolaj Brahm redete niemand; die Männer waren nun einmal nicht anders.

Um die Weihnachtszeit kam Madam Sivertsen einmal herab ins Komtoir zum alten Brahm. Sie war groß und und hatte keine Zähne; sie war bitterböse. Sie wollte nur, sagte sie zum alten Brahm, daß sein Sohn ihre Petrine heirathe; denn nun sei es hoch an der Zeit. Brahm wußte von nichts; doch wurde er rasend zornig über die Frau. Erst über sie, dann über die Tochter. Wie hatte sie ihr Kind erzogen? Hatte sie kein Einsehen für deren moralischen Wandel? Wenn die Frauenzimmer sich nicht besser in Acht nehmen konnten, so mußten sie den Lohn eben als selbstverschuldet betrachten. In alten Zeiten wurden solche Wesen auf offener Straße gepeitscht; er wünschte, es wäre noch ebenso. Doch seine Pflicht und Schuldigkeit würde er thun; niemand sollte es anders sagen können. Bezahlt würde für das Kind werden. Mehr könnte sie nicht verlangen. Und so schimpfte er die Frau zur Thür hinaus. Nicolaj aber sollte wieder fort, je früher, desto besser; es war am

Ausschreitungen der Flüsse, den verderblichen Hochfluthen kräftig zu wehren, um so Pindar's Wort immer mehr wahr zu machen:

„Das Köstlichste aber ist das Wasser!"

Lokales.

Wie uns telegraphisch aus Breslau gemeldet wird, ist der Reichstagsabgeordnete Kräcker wegen Nierenleidens auf vier Wochen aus der Haft beurlaubt.

Die Vegetation Berlins ist, wie die einer jeden Großstadt, weit verschieden von derjenigen, welche sonst in demselben Striche unseres Erdtheils vorzukommen pflegt. Wir wollen dabei absehen von den Ziergewächsen, die von emsiger Hand gezogen und oftmals fernher geholt sind aus Gegenden, welche ein glücklicheres Klima besitzen als unsere sandige Mark, sondern nur jene in das Auge fassen, welche gewissermaßen die Aschenbrödel innerhalb unserer nordischen Flora sind. Wir meinen jene Pflänzlein, welche, ungebeten und ungeladen, zwischen dem Pflaster der Straßen und den Fugen eines Mauerwerks hier und da emporschießen, wofern nur die bescheidensten Ansprüche an Licht und Boden erfüllt sind. Da ist vor allem der dicht an die Erde gedrückte, schmalblätterige „Hans am Wege", eines der dankbarsten Pflänzlein, welches überhaupt innerhalb unserer Vegetation vorkommt. Es bricht selbst auf den betretensten Wegen durch und überspinnt, neben dem Steinpflaster wuchernd, ganze Flächen desselben mit seinem dunkelgrünen Netze. Der Wagen, welcher über unsern „Hans" hinweg rasselt, der Fuß des Menschen, welcher ihn erbarmungslos niederbeugt, können ihm wenig oder gar nichts anhaben. Schon nach wenigen Augenblicken erheben sich die Blättlein, und wenn wirklich eins derselben oder gar ein ganzer Zweig durch solche Gewaltthat abgetrennt worden, so ist die Triebkraft so stark, daß schon nach kürzester Frist ein Ersatz getoten ist. Natürlich jätet man unsern „Hans am Wege" in Berlin überall aus, wo er in den Fugen des Straßenpflasters sich zeigt. Neben diesem Pflänzlein wird die Vegetation auf dem Pflaster Berlins hauptsächlich aus mehreren Grasarten gebildet, die selbstverständlich dieselben bescheidenen Ansprüche an die Boden- und Lichtverhältnisse stellen. Merkwürdiger Weise kommen sogar einige Pflanzenarten vor, welche recht fremden Ursprungs und verhältnißmäßig erst kurze Zeit in Europa einheimisch geworden sind. Es ist in der Vegetation eben nicht anders, als in allen übrigen Beziehungen, wo gleichfalls die Großstadt trotz mancher Beschränkungen den besten Boden für das Gedeihen der mannigfachsten Erscheinungen bietet. Woher diese Pflänzlein kommen, bleibt oftmals für alle Zeit unaufgeklärt. Der Zufall läßt solche Samenkörnlein, ohne daß man eine Ahnung davon besitzt, meist Meerreisen machen; so kommen sie her und bilden einen Theil der Vegetation. Freilich muß dieselbe durch das fugenlose Pflaster, wie es durch Asphalt, Holz und neuestens Gummi hergestellt wird, immer mehr aus dem eigentlichen Herzen Berlins verdrängt werden; um so reichlicher aber tritt sie dort auf, wo nach der Weichbildgrenze hin die mächtigen Straßenzeilen in das mehr oder weniger ländliche Leben einmünden.

Vor einiger Zeit schon wurde darauf hingewiesen, daß am 27. d. M. hundert Jahre verflossen sind, seitdem den Berlinern zum ersten Male das Vergnügen einer Luftballonfahrt bereitet wurde. Am 27. September 1788 fuhr der erste berufsmäßige Luftschiffer, Jean Pierre Blanchard, dessen Unerschrockenheit damals die Welt mit Staunen erfüllte, vom großen Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thor in die Höhe und sein Name war wochenlang in dem Munde der Berliner. Das große Ereigniß brachte damals ganz Berlin auf die Beine. Der Platz, auf welchem das damals unerhörte Schauspiel aufgeführt wurde, war die Stelle des jetzigen Reichstagsgebäudes, eben dort ist später auch der erste Zirkus in Berlin errichtet worden, in welchem Renz und Bosco ihre Vorstellungen gaben. Mitten auf diesem Platz erhob sich ein Riesensaal, in welchem der Ballon war, rings herum waren Plätze für 4000 Zuschauer abgegrenzt, ebenso war eine besondere Loge für den Hof vorhanden. Diese ganze Schaubühne war von ungeheuer großen Jagdnetzen umspannt, welche von einem großen Aufgebot von Soldaten Tag und Nacht bewacht wurden. Die Polizei hatte ganz besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Zeit der Luftfahrt war auf 3 Uhr 40 Minuten Nachmittags festgesetzt, aber schon von 12 Uhr an durften Wagen und Reiter nicht mehr durch das Brandenburger, sondern nur noch durch das Potsdamer Thor passiren, „Jedermänniglich" wurde ernstlich verwarnt, sich alles Zudringens bei der „härtesten Strafe" zu enthalten. Zur festgesetzten Stunde machte Mr. Blanchard mittelst einer Maschine an der einen Seite des Saales eine Oeffnung von 36 Fuß und der Ballon schwebte ins Freie, bejubelt von der vieltausendköpfigen Menschenmenge. Gleich darauf fuhr der Luftschiffer wohlgemuth in die Lüfte empor. Als er sich etwa 3000 Fuß hoch erhoben hatte, ließ er einen Fallschirm herunter, woran ein Korb mit zwei kleinen Hunden befestigt war. Dieser senkte sich langsam und kam, ohne daß die Hunde die mindeste Beschädigung erlitten hatten, in der Gegend des Gesundbrunnens zur Erde. Nach dem eigenen Bericht des Mr. Blanchard in der „Gazette litteraire de Berlin No. 1259" stieg er alsdann bis zu 5764 Fuß hoch und kam in der Gegend des Dorfes Buchholz wieder zur Erde. Unzählige Personen waren ihm dorthin nachgeeilt. Eine mit 6 Pferden bespannte Chaise war auch bald zur Stelle und brachte den Luftschiffer in einem wahren Triumphzuge nach dem Nationaltheater. Derselbe wurde bei seinem Erscheinen vom Publikum mit jubelndem Beifall begrüßt. Am 12. Oktober wurde dann im Garten der Freimaurerloge Royal York der Versuch mit dem Fallschirm wiederholt. Blanchard war der Held des Tages und er wurde nicht nur mit Ehren, sondern auch mit kostbaren Geschenken überhäuft.

Die Handhabung zur Ertheilung von Schankkonzessionen, bei welcher leider noch immer nicht nach einem mehr einheitlichen Maßstabe verfahren wird, hat eine gewisse Beunruhigung in den Kreisen der — Berliner Bezirksvorsteher hervorgerufen. Dieselben haben, wie man weiß, über die in erster Linie hier in Betracht kommende Bedürfnißfrage sich in einem besonderen Fragebogen zu äußern. Es soll dadurch festgestellt werden, wie viele Konzessionen in einer Entfernung von 100 Schritten in der Umgebung des Petenten bereits vorhanden sind. Den Ausschlag giebt hiernach der Stadtausschuß. Nun ist es wiederholt vorgekommen, daß da, wo ein notorisches Bedürfniß nicht in Abrede gestellt werden konnte, später mit gegentheiliger Motivirung die Ablehnung erfolgt ist, und daß in anderen Fällen, wo die Bezirksvorsteher auf Grund solchen statistischen Nachweises die Bedürfnißfrage verneint hatten, nichtsdestoweniger ein zustimmender Bescheid einlief. Solche schwer verständlichen Entscheidungen erfolgen selbst da, wo die Revierpolizei sich in gleicher Weise ausgesprochen hatte wie der Bezirksvorsteher. Die Petenten versichern sich gewöhnlich, bevor sie auf einem bestimmten Platz ein Lokal miethen, daß die Bedürfnißfrage nicht verneint werden könne, und stürzen sich also in nicht geringe Unkosten, die nur zu oft ihre ganze Habe verschlingen. Etwaige Rekurse beim Verwaltungs- und Oberverwaltungsgericht fallen immer fruchtlos aus, so daß sich die Kosten dadurch noch mehr erhöhen. In einem belebten Bezirk ist es vorgekommen, daß trotz der durch Bezirksvorsteher und Revier bejahten Bedürfnißfrage, trotz der Thatsache, daß in der fraglichen Entfernung nur wenige Konzessionen bestehen, ein solcher ablehnender Bescheid in allen 3 Instanzen erfolgte; zu gleicher Zeit wurde in einer anderen fast todten Straße trotz des Widerspruches der beiden Organe die Konzession schleunigst ertheilt. Eine Beschwerde beim Oberbürgermeister von Berlin wurde dahin beantwortet, daß der Stadtausschuß ein Gericht sei wie jedes andere, dessen Entscheidung man füglich in keiner Beziehung bemängeln und prüfen könne, ferner, daß ein einheitliches System, wie es bei der Konzessionsertheilung gewünscht werde, sich in einer Millionenstadt wie Berlin nicht gut durchführen lasse.

Bei der im Jahre 1887 stattgehabten Ermittelung des Heilpersonals in Preußen wurden 9041 approbirte Aerzte, und zwar 8228 Zivilärzte und 813 Militärärzte gefunden. Von den ersteren, neben welchen noch 243 ausschließlich in und für Anstalten beschäftigte Aerzte gezählt wurden, wohnten am Stichtage (1. April vorigen Jahres) 3439 = 41,8 pCt. in Gemeinden mit mehr als 20 000 Einwohnern, 1779 = 21,0 pCt. in Gemeinden mit 5- bis 20 000 Einwohnern und nur 3060 = 37,2 pCt. in Gemeinden, die weniger als 5000 Einwohner haben. Neben diesen approbirten Aerzten giebt es noch Aerzte mit geringerer Qualifikation. Hierher gehören zunächst die Wundärzte zweiter Klasse, welche seit 1852 nicht mehr ausgebildet werden; ihre Zahl belief sich 1887 auf 63 gegen 205 im Jahre 1876 und zeigt demnach eine Abnahme von 142 = 69 pCt. Die Wundärzte erster Klasse, die ebenfalls nicht mehr zur Ausbildung gelangen, sind nicht besonders ermittelt worden, da sie seit Erlaß der Reichsgewerbeordnung den approbirten Aerzten gleichgestellt sind; auch ihre Anzahl ist nur noch klein und stetig in der Abnahme. Die Ermittelung der Zahnärzte beschränkte sich auf diejenigen, welche nicht zugleich approbirte Aerzte waren. Die Anzahl der approbirten Zahnärzte belief sich hiernach auf 420 gegen 284 im Jahre 1876, zeigt also eine Zunahme von 12,7 Prozent. Die beträchtlichste Vermehrung dieser Spezialisten hat in Berlin stattgefunden. — Um den Aerzten ein für niedere chirurgische Verrichtungen nothwendiges Hilfspersonal zu schaffen, wurde in den Jahren 1851/52 das Institut der Chirurgengehilfen oder Heildiener ins Leben gerufen, dessen Fortbestand die Gewerbeordnung nicht behinderte. Die Zahl derselben belief sich nach der letzten Zählung auf 2423. Was die örtliche Vertheilung derselben betrifft, so hatten von ihnen 1887 in den Gemeinden mit mehr als 20 000 Einw. 999 = 41,2 Prozent, in den Gemeinden mit 5000 bis 19 999 Einw. 520 = 21,5 Proz. und in den Gemeinden, die weniger als 5000 Einw. haben, 904 = 37,3 Proz. Heildiener ihren Wohnsitz. — Ferner hat die letzte Zählung ergeben, daß im ganzen preußischen Staate 19 137 Hebammen thätig waren gegen 16 975 im Jahre 1876; es hat demnach eine Vermehrung derselben um 2162 = 12,7 Prozent stattgefunden. Die größte Zunahme von 405 = 126,2 Prozent fällt wiederum auf Berlin, wo 726 Hebeammen gegen 321 im Jahre 1876 ermittelt wurden. Die Versorgung der Bevölkerung mit Hebeammen bewegt sich in derselben Richtung wie in Bezug auf die Aerzte. Auch hier zeigt sich ein zunehmender Andrang nach den größeren Städten. Setzt man die Zahl der Hebeammen in Beziehung zur Dichtigkeit der Bevölkerung, so ergiebt sich, daß 1876 bereits 6,61, 1887 aber nur 6,76 Hebeammen auf 10 000 Einwohner fielen. Unter diesem Durchschnittsergebnisse standen nach der letzten Zählung außer Berlin noch 14 Regierungsbezirke, darunter am ungünstigsten Posen und Bromberg. Günstiger stellte sich dieses Verhältniß in den Bezirken Münster, Schleswig, Magdeburg, Frankfurt, Trier, Stralsund, Merseburg, Arnsberg und Aurich, wo 7—8, bezw. in Osnabrück, Minden, Stade, Koblenz, Hannover, Lüneburg und Erfurt, wo bereits über 8—10 Hebeammen auf 10 000 Einwohner kamen. Am besten versorgt mit Hebeammen erschienen 1887 Hildesheim, Kassel, Wiesbaden und Sigmaringen, wo jene Verhältnißzahl sich auf über 10—17,54 erhöhte.

Die Gesammtzahl der am 31. März 1888 an das Wasser-Rohrsystem der Stadt angeschlossenen Grundstücke betrug 19 775; die Zahl hat sich während des Verwaltungsjahres um 582 oder 3,03 pCt. vermehrt. Die Bevölkerung, welche durch diese Anschlüsse mit Leitungswasser versorgt wurde, stellte sich, den Anschluß zu 66,93 Einwohnern berechnet, auf 1 316 312 Personen. Die geförderte Wassermenge betrug 30 877 360 Kbm. Davon kamen zur Verwendung für den Betrieb der Wasserwerke selbst 239 071 Kbm., unentgeltlich für öffentliche Zwecke 4 577 256 Kbm. (darunter zu Feuerlöschzwecken 3232 Kbm., für die Straßenbesprengung 84 745 Kbm.), gegen Zahlung 26 061 033 Kbm. Der Gesammtverbrauch hatte sich gegen das Vorjahr um 909 570 Kbm. oder rund 3,04 pCt. vermehrt. Die Zahl der Abnehmer war nur um 3,03 pCt. gewachsen. Die Zahl der Privat-Wasserwerke, welche inmitten des Rohrgebiets der städtischen Wasserwerke bestehen, und sich stark vermehren, betrug 585. Nach Ermittelungen sind in Thätigkeit ausschließlich für Fabrikzwecke 372 Stück, für Fabrik- und Hausbedarf 38 Stück. Es wird veranschlagt, daß aus denselben täglich 63 772 Kubikmeter Wasser entnommen werden, während die städtischen Werke im Jahresdurchschnitt täglich 84 364 Kbm. Wasser geliefert haben. Wenn hiernach von dem ganzen Wasserverbrauch der Stadt 43 pCt. für die Privatwasserwerke und 57 pCt. durch die städtischen Wasserwerke geliefert wurden, so bildet doch die Gesammtzahl dieser Privatanlagen nur 2,96 pCt. der Hausanschlüsse. Für die Versorgung der Haushaltungen bleiben demnach die städtischen Wasserwerke unentbehrlich. Der Wasserverbrauch aus dem städtischen Rohrnetz betrug 1887/88 auf den Kopf und Tag im Durchschnitt 64,08 Liter. Die Reineinnahme für die Wasserwerke hat 5 436 448,35 M. und die Gesammtausgabe 3 349 553,79 M. betragen.

Zur Wetterlage wird aus Hamburg, 11. September, geschrieben: Der vorwiegend hohe Luftdruck brachte einige ziemlich warme Tage, jedoch nur bis zum Sonntag Vormittag heiteres Wetter. Zu jener Zeit vollzog sich eine wesentliche Umgestaltung in der Luftdruckvertheilung. Es wanderte in 48 Stunden das Gebiet höchsten Druckes von Schottland bis Petersburg, während sich eine Depression von Süd nach Nord, von Italien nach Deutschland bewegte. Die oberen Wolken zogen am Sonntag in Hamburg aus Südost. Heute am Dienstag entlud sich hier ein Gewitter von kurzer Dauer, es folgten einander in wenigen Minuten vier heftige Schläge. Eine in der Nähe der großen Speicherbauten liegende Polizeiwache wurde von einem sogenannten kalten, d. h. nicht zündenden Blitz getroffen. Der Strahl hatte, wie bei späterer Besichtigung durch den Schreiber dieser Zeilen festgestellt wurde, am Eckerdach des einstöckigen Hauses einige Dachpfannen zertrümmert und war nun, wahrscheinlich das Eisen eines Gußfensters und einiger Stangen verfolgend, zum Dachboden gelangt. Zwischen den Eisen befindliches Mauerwerk war beschädigt. Jetzt trat der Blitz zum Parterregeschoß über, in die Putzdecke ein Loch von 5 Zentimeter Weite schlagend. So weit war die Spur zu verfolgen. Im Uebrigen berichteten zwei im Abortraum mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigte Mechaniker wie folgt: Der Blitz sei von jenem Loch in der Decke durch den 8 Meter weiten Raum geeilt und zur halb geöffneten Thür in den Abortraum eingetreten. Hier habe der Blitz unter Feuererscheinungen die Windungen eines am Boden liegenden Drahtes durchlaufen und sei dann, an den Beinen der Leute dicht vorbeischießend, in ein offenes Loch am Boden gefahren, wo das Rohr der Wasserleitung sich befunden hat. Der verzinkte Eisendraht hatte 2 Millimeter Stärke, soll zuvor blank gewesen sein und erschien jetzt mattgrau. Schmelzstellen waren nicht zu sehen. Die im engen Raum beschäftigten Mechaniker waren erschüttert, aber nicht irgendwie beschädigt. Bei und nach dem Gewitter stieg das Barometer nicht unerheblich, so daß die Witterung wieder einen beständigen und freundlichen Charakter anzunehmen verspricht.

Der diesjährige Michaelis-Umzug macht sich bereits gegenwärtig stark bemerkbar; zahlreiche Möbelfuhren erblickt man bereits gegenwärtig und fast täglich in den Straßen, und die meisten dieser Wagen bewegen sich in der Richtung nach der äußeren Peripherie der Stadt zu. Es erklärt sich dies daraus, daß dort zahlreiche neue Gebäude bezogen werden, die fertig gestellt sind und den Miethern bereits jetzt das Einziehen möglich machen. Den Besitzern neuer Häuser ist nämlich sehr daran gelegen, recht bald „Gardinen an den Fenstern ihres Hauses zu sehen" wie der übliche Ausdruck lautet, d. h. den öden Eindruck möglichst zu beseitigen, den ganz unbewohnte Etagen eines Hauses hervorbringen. Ein paar bewohnte Quartiere in einem neuen Hause locken am besten weitere Mieter heran und diese sind auch eher geneigt, ein paar Thaler mehr für die Miethe auszugeben, wenn sie zeitig, einige Wochen vor dem eigentlichen Umzugstermin, die neue Wohnung beziehen können, denn in diesem Falle ist die Ersparniß für das billigere Möbelfuhrwerk allein schon nicht unbeträchtlich. Durch diese frühzeitigen Umzüge aber werden nun auch die freigewordenen Wohnungen für die nächst folgenden Miether früher beziehbar und jeder nimmt die Gelegenheit wahr, so lange wie möglich vor dem 1. Oktober, dem eigentlichen Umzugstage

---

klügsten, ihn dem schlechten Einfluß zu entziehen, welchen dieses Ding auf ihn übte. Armer Junge; es war nicht angenehm für ihn.

Und Nicolaj reiste nach Paris; es war gut, daß er den Versuchungen zu Hause entging. Petrine aber gebar gegen das Frühjahr hin unter Kummer und Schmerz ein Kind. Damals war sie siebzehn Jahre alt. Niemand erkannte sie, als sie aufstand, so verändert war sie. Sie war förmlich gebeugt; den Glanz ihrer Augen kriegte kein Mensch mehr zu sehen. Denn nie schlug sie die Augen auf, wenn sie sich einmal auf der Straße zeigte. Doch dies kam selten vor. Um diese Zeit starb auch Madam Sivertsen. Es war auch nicht zu erwarten, sagte man, daß eine Mutter solch' einen Schlag überlebe. Und wie Madam Sivertsen das Mädchen immer zum Lernen und zum Worte Gottes angehalten! Und da sollte es sich so entartet benehmen?

Das Kind ward irgendwo nach Westen in die Kost gethan. Arnt Sivertsen, Petrinen's Bruder, hatte nämlich einen Handel begonnen, und da schien es ihm unpassend, das Kind im Hause zu haben. Es konnte ja seiner Respektabilität schaden. Petrine hatte geweint und gebeten, das Kind behalten zu dürfen; allein es half nichts.

Seit diesen Ereignissen waren dreißig Jahre vergangen. Petrine war nun eine bald fünfzigjährige alte Jungfer. Die ganze Zeit über hatte sie beim Bruder in dem kleinen gedrückten Hause unter der Halde gewohnt. Auch Arnt hatte nicht geheirathet. Doch Petrine war ganz wunderlich und scheu geworden. Seit Menschengedenken hatte sie Niemand in der Kirche, auf der Straße oder unter Leuten gesehen. Nur hie und da erschien sie flüchtig am Fenster zwischen all ihren Blumentöpfen und den steifen Oleanderblättern, oder man erblickte den Zipfel eines schwarzen Rockes in einer Thürritze, wenn sie ihres Weges lief, denn sie lief immer.

Uebrigens gedachte ihrer Niemand und Niemand sprach mehr von ihr. Ein honettes Frauenzimmer war sie nicht gewesen; sie hatte ja in ihrer Jugend ein Kind gehabt. Und danach war sie verwirrt worden. Und dies war ja natürlich, war nur die gerechte Strafe. Nicht auf einmal war Petrine so seltsam und menschenscheu geworden. Erst nach und nach, da sie merkte, Niemand wolle mit ihr zu schaffen haben und Alle zögen sich zurück von ihr. Einige ihrer Freundinnen erklärten gerade heraus, sie dürften nicht mehr mit ihr umgehen. Andere schauten die Straße auf und ab, wenn Petrine mit ihnen sprach, sie fürchteten, man könne sie sehen. Sie konnten auch in Verruf kommen. Und Alle flüsterten sie und steckten die Köpfe zusammen, wenn sie sich nur zeigte.

Und sie besaß nicht das Zeug, sich zu wehren. Sie versteckte sich; sie schloß die Thüren und rollte die Gardinen herab und zitterte immer, man könne sie sehen. Dann hatte sie eine solche Rastlosigkeit in sich, nie konnte sie ruhig sitzen. Den ganzen Tag ging sie in den niedrigen, halbdunkeln Stuben herum und rückte an den Möbeln und schien etwas zu suchen. Sollte sie etwas bestellen, so wurde sie nie fertig. Sie fegte den Boden wieder und wieder, nie wurde er rein genug.

Doch in dem kleinen, schmalen Kopf schmerzte es von all' den Gedanken, die sie nicht los ward. Warum mußte sie so der Schande und aller Leute Verachtung anheimgefallen sein und er stolz und fein einherschreiten gleich den Besten? Die Sünde war doch gleich groß für beide. Eines Tages befragte sie Arnt darüber. Arnt's Gesicht wurde feierlich: „Nein, Petrine Mütterchen, nun rührst du Gleiches und Ungleiches zusammen; er ist ja ein Mann, er, und du bist nur ein Frauenzimmer." Ja, das war wirklich wahr; dies war ein himmelhoher Unterschied. Daher kam es. Sie hätte eben der Versuchung widerstehen müssen, sie, die alles Böse und Schmerzliche, alle Schande und Verachtung davon tragen sollte. Das war ja klar wie der Tag. Wenn sie nur nicht so ein hilfloses, kleines Ding gewesen wäre, wie sie es war. Da begann sie wohl zu weinen, ein schmerzliches, verzweifeltes Weinen, welches bis auf die Treppe hinaus, ja, oft bis in den Laden hinab hörbar wurde. Dann zürnte Arnt.

Der alte Brahm hatte vor manchem Jahr schon seinen scheltenden Mund und seine gichtischen Beine zur Ruhe gelegt und wohnte nun unter der großen feingeschliffenen Granitsäule dort oben auf dem Kirchhofe. Nun führte Nicolaj Brahm das Ganze. Er war der erste Mann der Stadt, ihr Haupt und ihr Schmuck. Man kannte wohl die Geschichte mit Petrine Sivertsen. Uebrigens war sie nicht die einzige Geschichte; es gab deren mehrere von derselben Art. Kam aber unter den alten, ehrenfesten Bürgern die Rede darauf, so stießen sie einander nur ein bischen in die Seite und blinzelten ein wenig mit dem Augenlid: „Ja, er war ein Rechter gewesen in seinen jungen Tagen." Doch auf Petrine Sivertsen war Nicolaj Brahm schrecklich böse. Er duldete nicht einmal, daß man ihren Namen nannte. Hatte er nun nicht die dreißig Jahre lang für ein schwachsinniges Kind bezahlt, das sie zum Teufel hinein irgendwo dort drüben im Westen habe. Es fand kein Ende, all' das Geld, das sie ihm auspreßten.

Petrine ging beim Hinterhof hinaus; sie mußte hier und da hinaus, um Luft zu schöpfen. Den ganzen Vormittag hatte es heftig geregnet. Die kleinen Stuben mit ihrer dichten, eingesperrten Luft waren ihr heute so eng geworden. Die Wände legten sich auf sie und das Dach drückte sie. Doch um Mittag wurde es leichter. Und im Hinterhof war eine frische Erdluft. Die Halde stieg allmälig an, gegen das Haus zu fiel sie jäh und steil wie eine Mauer ab; es rieselte vom Regen her noch langsam Wasser herab. Auf der Halde standen Hagedorn und Ginster und Kohlröschen zwischen den Steinen und glitzerten in der Nässe und glänzten vom Regen, und ganz oben, so zwei-, dreihundert Fuß hoch lag der Bergrücken ganz kahl da und zeichnete sich scharf ab in der hellen, leichten Luft. Die Sonne brannte scharf herab.

Petrine stand und starrte hinauf. Sie machte sich

seinen Umzug zu bewerkstelligen. Daß trotz alledem für den eigentlichen Umzugstag noch Trubel genug verbleibt, ist aus früheren Jahren bekannt und auch in diesem Jahre werden die Tage des 1., 2. und 3. Oktober in ihren theuren Preisen für Umzugsfuhrwerke und Arbeiter keinen erheblichen Unterschied gegen früher machen. — Wie übrigens die Küster einiger Parochien bemerkt haben wollen, reizen die Neubauten in einzelnen Stadtgegenden auch zu — Eheschließungen. Während sonst eine größere Zahl derselben sich um den 1. Oktober häufte, vertheilen sich diese, in Gegenden, wo viel gebaut worden ist, ziemlich gleichmäßig auf den ganzen Monat September. Auch diese Erscheinung erklärt sich aus der früheren Beziehbarkeit der Wohnungen.

Der Durchbruch der Zimmerstraße ist am Dienstag thatsächlich erfolgt. Die sperrende Mauer am Garten des Kriegs-Ministeriums ist gefallen, allerdings noch nicht mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß, sondern plötzlich und eigenmächtig, und zwar durch den . . . Regen, der am Dienstag so reichlich und überwältigend herniedergeströmt war und dem bereits unterwühlten Mauerwerk den letzten Rest gegeben hat. Bekanntlich führt von der Wilhelmsstraße aus, in der Verlängerung der Zimmerstraße nach der Königgrätzerstraße zu, eine kurze Sackgasse, welche an einer starken, etwas über 4 Fuß aufragenden Mauer endet. Diese Mauer, welche den einige Fuß unter dem Straßenniveau liegenden Garten des Kriegsministeriums begrenzt, bildete seither das unüberwindliche Hinderniß für die längst geplante Durchlegung der Zimmerstraße. Besagte Mauer nun, an welcher die Straßenreinigungs-Mannschaften den für die Gegend benöthigten Streusand zu lagern pflegten, ist am Dienstag Nachmittag gegen 3 Uhr in der ganzen Breite der Straße zusammengebrochen, so daß der Garten des Kriegsministers von der Straße freilag. Die Passanten, die keine Ahnung davon hatten, daß das himmlische Naß das Demolirungswerk vollbracht, waren der Meinung, der Durchbruch sei endlich ex officio bewirkt, sie überstiegen daher die Trümmer und begaben sich nach dem freigelegten Garten, in welchem sie, nebenbei bemerkt, nicht unbedeutenden Schaden anrichteten. Die ganze Zimmerstraße begrüßte den Durchbruch als frohes Ereigniß; die Freude währte aber nicht lange, der wahre Sachverhalt wurde bald bekannt, der Uebergang zum Park abgesperrt und ein „ganzer Bau" requirirt, um an Stelle der eingestürzten Mauer ein Bohlenzaun errichten zu lassen. Am späten Abend noch schafften am Dienstag etwa 40 Mann emsig an dem Werke, das hoffentlich recht bald wieder dem Erdboden verschwinden wird und zwar für immer, damit endlich der Weg nach der Königgrätzerstraße frei werde.

Aus Steglitz wird der „Volks-Ztg." geschrieben: Unter den Erdarbeitern bei den Bahnbauten hierorts herrschte, wie das hiesige Lokalblatt, der „Anzeiger", mittheilt, am vorigen Sonnabend große Unzufriedenheit. Bei der Lohnauszahlung war nicht nur der Unternehmer nicht zur Stelle, sondern auch das Geld zur Lohnauszahlung fehlte. Der „Anzeiger" knüpft daran die zutreffenden Bemerkungen: „Wenn aus solchen Veranlassungen sich Ruhestörungen entwickeln, dann sind es zumeist die Arbeiter, welche darunter zu leiden haben; namentlich ist es die öffentliche Meinung, die mit ihnen dann — und zwar mit Recht (das freilich ist doch fraglich!) — scharf zu Gericht geht. In diesem Falle hat daher die öffentliche Meinung nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, für die Interessen der Arbeiter einzutreten und von derartigen Vorkommnissen Notiz zu nehmen." — Besonders zu beachten ist, daß es sich hier um Arbeiten im staatlichen Auftrage handelt. Um so schwerer wiegt der Vorwurf, der den Unternehmer trifft; und um so größer ist die Pflicht des Bauherrn, der Eisenbahnverwaltung, dafür zu sorgen, daß so etwas nicht wieder passirt. Ein Unternehmer, der sich dergleichen zu Schulden kommen läßt, sollte ein für alle Mal von der Bewerbung um Lieferungen für den Staat ausgeschlossen sein.

Die diesjährige Lassallefeier hat anscheinend der Polizei im Umkreis von Berlin beträchtliche Beschwerden gemacht. Die Kenntniß über den für diesmal bestimmten Ort hat bewirkt, daß man auch an andere Orte als nach Schmargendorf beträchtliche Gendarmeriedetachements dirigirt hatte. So theilt uns ein Freund unseres Blattes noch nachträglich mit, daß auch in Grünau nicht weniger als 20 (wahrscheinlich zur Feier des Tages) mit Revolvern bewaffnete Gendarmen postirt waren. Da aber hier absolut nichts weiter zu sehen war, als harmlose Spaziergänger, so war die vielleicht herbeigesehnte Gelegenheit zum „Einschreiten" nicht gegeben.

An den Schalter des Postamtes in der Oranienstraße trat vor einigen Tagen ein kleines Mädchen und bat den Herrn „Postrath" recht sehr um etwas gummirtes Papier, wie es sich als Umfassung an den Briefmarken-Bogen befindet. Da das Mädchen sehr bescheiden auftrat und der Beamte gerade nichts versäumte, so entnahm er dem Papierkorb einige der gewünschten Streifen und gab sie dem Kinde. Am nächsten Tage aber wurde der Postschalter beständig von kleinen Mädchen belagert, die sämmtlich um Gummi-Papier bettelten und sich auf ihre Schulfreundin beriefen, die auch ihr Gummi-Papier hier beziehe und mit demselben die Pflanzen in ihrem Herbarium und die Schulblätter in den Schreibheften so schön befestige. Der Beamte that nun zwar was er irgend konnte; als aber die sämmtlichen Markenbogen keine Ränder mehr hatten, mußte er noch wiederholt durch das Schalterfenster rufen: „Gummi-Papier ist alle!"

Hinter dem bekannten Gedankenleser Cumberland ist von der Bezirkshauptmannschaft Trautenau folgender Steckbrief erlassen: Cumberland Stuart, der bekannte Gedankenleser, hat sich bei einer am 27. August in Johannisbad ohne behördliche Bewilligung veranstalteten Vorstellung äußerst frech und unanständig benommen und insbesondere, auf eine Zeichnung deutend, Oesterreich in gemeiner Weise verspottet. Er ist im Falle seines Erscheinens sofort wegen der obigen Uebertretung im Sinne der kaiserl. Verordnung vom April 1854 einzuvernehmen und das Protokoll zur Strafamtshandlung anher zu senden. Auch hat er seinen ständigen Aufenthalt bekanntzugeben.

Ein Dreiradmarder ist am Montag in Charlottenburg dingfest gemacht worden. Ein Herr aus Berlin hatte auf einem Dreirad einen Ausflug nach dort gemacht und in der Berlinerstraße auf einige Augenblicke sein Gefährt stehen lassen, um einen Zigarrenladen zu besuchen. Auf die Straße zurückkehrend, bemerkte er zu seinem Schreck, daß sein Dreirad nicht mehr da war; in beträchtlicher Entfernung sah er es unter einem fremden Fahrer dahinrollen. Schnell setzte er sich auf einen gerade in jener Richtung fahrenden Pferdebahnwagen und glücklich überholte er auch bei der Schloßstraße den etwas ungeschickten Dieb seines Dreirads. Derselbe wurde alsbald festgenommen und zur Polizeiwache geschafft, woselbst er sich als übelberüchtigte und mehrfach bestrafte Person entpuppte.

Eine edle That hat am Montag Mittag der Dienstmann Nr. 727 des Berliner Expreßinstitutes beinahe mit dem Leben bezahlen müssen. Scheu gewordene Pferde eines Rollwagens rasten zur genannten Zeit die Zimmerstraße entlang und näherten sich mit unheimlicher Schnelligkeit der Wilhelmstraße, auf welcher gerade ein längerer Wagentroß die Zimmerstraße kreuzte. Ein lauter Aufschrei des Entsetzens entrang sich den Lippen der Passanten, denn schon im nächsten Augenblick mußten die Wagen mit furchtbarer Gewalt auf einander stoßen; da fiel, um ein unberechenbares Unglück abzuwenden, der oder erwähnte Dienstmann den Thieren in die Zügel. Bei diesem Beginnen, die sich hoch aufbäumenden Pferde zum Stehen zu bringen, ward er jedoch zu Boden gerissen und im nächsten Momente mußten die Räder des schwer beladenen Rollwagens über den Unglücklichen hinweggehen. Da wollte es ein gütiges Geschick, daß zur selben Sekunde ein großer Reisekoffer zwischen die Pferde und die Vorderräder fiel, was das dahinsausende Gespann mit einem Male zum Stehen brachte. Mit einer klaffenden Kopfwunde und zerfetzten Kleidern wurde der auf eine so wunderbare Weise gerettete brave Mann unter dem Wagen hervorgezogen und alsdann, nachdem er an einem nahen Brunnen oberflächlich gereinigt worden, nach der Sanitätswache in der Kochstraße gebracht.

Der Urheber des in der Nacht vom 20. zum 21. Juli cr. in Rawitsch verübten großen Postdiebstahls von 40 000 M. ist hier vor einigen Tagen entdeckt und der bei weitem größte Theil des geraubten Gutes vorgefunden worden. Der auf Ersuchen des Reichspostamts durch den Polizeipräsidenten von Berlin entsandte Kriminalkommissarius Herr Damm aus Berlin hatte ermittelt, daß gegen einen seiner Zeit bei dem Postamt in Rawitsch angestellten Unterbeamten, Namens Weingart, der früher bei dem hiesigen Postamt beschäftigt gewesen und eine Tochter des hiesigen Ackerbürgers K. geheirathet hat, die bisherige strafrechtliche Untersuchung Lücken aufwies. Er hat hier festgestellt, namentlich durch Vernehmung der früheren Kollegen des Weingart, daß dieser in außergewöhnlicher Weise gegen andere freigebig war und insbesondere seine Frau durch den Besitz einer goldenen Uhr mit Kette auffiel. Weingart, ein sonst als pflichttreu befundener Beamter, hat nicht lange nach dem Diebstahl in unverdächtiger Weise wegen eines augenscheinlichen Armübels seinen Abschied aus dem Postdienst erbeten und war gerade mit der Bewirkung des Umzuges von Rawitsch hierher beschäftigt. Seine Ehefrau ist ihm hierher vorausgeeilt und am 11. d. M., Morgens, hier eingetroffen. Durch die Frage, auf welche Weise sie die kostbare goldene Uhr mit Kette erworben haben könne, verlegen gemacht, hat sie infolge der eindringlichsten Vermahnungen zur Wahrheit nicht nur ein glaubwürdiges Geständniß des Verbrechens ihres Ehemannes abgelegt, sondern auch die Stelle im Gehöft ihrer Eltern bezeichnet, wo die gestohlenen Gelder vergraben lagen. Hier wurden im Holzstalle 38 225 M. theils in Gold, theils in Banknoten vorgefunden. Die Frau befindet sich bereits in gerichtlicher Haft, und bald sitzt sicherlich auch der Verbrecher, Postunterbeamte Weingart, hinter Schloß und Riegel. Ihn erwartet, zumal da er bei seiner früher vor dem hiesigen Amtsgericht erfolgten zeugeneidlichen Vernehmung jegliche Wissenschaft von dem Diebstahl abgeleugnet hat, auch noch die Strafe des Meineids.

Der erschütternde Schluß eines Familiendramas spielte sich gestern Morgen zwischen 8 und 9 Uhr in dem Hause Alvensslebenstraße 5 ab. Daselbst bewohnen, dem „B. T." zufolge, die Hälfte der dritten Etage seit vier Jahren die Kaufmann Moritz S.'schen Eheleute mit ihren Kindern, einer 16jährigen Tochter und einem 10jährigen Sohne. Die Eheleute lebten im besten Einvernehmen, sie galten als wohlsituirt, nur Eins schwebte wie ein beängstigender Druck über der Familie, die stete Kränklichkeit der Mutter. Die jetzt 46jährige Frau, Auguste geborene B., litt seit einigen Jahren an einem unheilbaren seelischen Leiden, weshalb sie früher schon einmal längere Zeit in einer Anstalt für Gemüthskranke Heilung suchen mußte. Der besorgte Ehemann suchte stets alles fernzuhalten, was auf den Gemüthszustand der Frau störend einwirken konnte. Vorgestern feierte die Familie den Geburtstag der Mutter im engsten Kreise der Angehörigen. Die damit verbundene freudige Erregung sollte für die Frau eine schreckliche Nachwirkung haben: auffallend erregt und verstört erhob sie sich gestern Morgen vom Lager, der gütlichen Zusprache ihres Ehemannes schien sie unzugänglicher denn sonst. Nichts Gutes ahnend, beschloß derselbe, da die Kinder zur Schule und das Dienstmädchen zum Einholen gegangen, bis zur Rückkehr des letzteren in der Wohnung zu bleiben. Der infolge eines früher erlittenen Schlaganfalles selbst kränkliche, im Anfang der 50er Jahre stehende Mann muß aber doch das Zimmer, in welchem seine Gattin weilte, wenn auch nur auf einen Augenblick, verlassen haben, — denn, als er in dasselbe zurückkehrte, war es leer, und ein Blick durch das weit geöffnete Fenster genügte, um ihm seine fürchterliche Ahnung zu bestätigen; seine Frau hatte sich auf die Straße hinabgestürzt. Noch zuckend, in einer großen Blutlache, lag die Unglückliche zum Entsetzen der Nachbarschaft auf dem Trottoir, anscheinend mit gebrochenen Gliedmaßen und schweren inneren Verletzungen. Während man sie die Treppen hinauftrug, schien sie auf kurze Momente das Bewußtsein wieder zu erlangen, denn sie rief beständig den Vornamen ihres Ehegatten und bat, denselben von dem Geschehenen zu unterrichten. Dieser, der, wie erwähnt, allein in der Wohnung zurückgeblieben war, vermochte nicht zu öffnen, weshalb schleunigst ein Schlosser herbeigerufen werden mußte. Nachdem dieser die Thür aufgeschlossen, fanden die Eintretenden den Ehemann S. röchelnd und in Krämpfen liegend vor: auf den ersten Anblick schien es, als habe derselbe Gift genommen. Ein schnell requirirter Krankenwagen sollte die verunglückte Frau nach einem Krankenhause bringen; dieselbe erlag indeß auf dem Transport dorthin ihren schrecklichen Verletzungen; den Ehemann schaffte man mittelst Droschke nach dem Elisabethkrankenhause, woselbst auch er kurze Zeit nach seiner Einlieferung verstarb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Ob eine Vergiftung oder ein tödtlicher Krampfanfall vorliegt, darüber wird erst die vorzunehmende Obduktion Aufschluß geben. Der Schmerz der bald nach der Katastrophe aus der Schule herbeigeholten Kinder war herzzerreißend; auch die von dem Unglück benachrichtigte Schwester der verunglückten Frau langte alsbald auf der Unglücksstätte an. Das Schicksal der Familie erregt tiefgehende Theilnahme. — Von anderer Seite wird der Fall in folgender Weise dargestellt: Ein erschütterndes Familiendrama fand gestern Morgen in dem Hause Alvensslebenstraße 5 seinen Abschluß. Der in der dritten Etage wohnende Kaufmann Sachs wurde todt aufgefunden, er hatte sich vergiftet. Die Ehefrau des Selbstmörders stürzte sich aus Verzweiflung aus dem Fenster und blieb mit zerschmettertem Schädel leblos auf dem Straßenpflaster liegen. Da der schrecklich verstümmelte Körper noch Lebenszeichen aufwies, erfolgte die Ueberführung nach einem Krankenhaus.

Vom Risiko der Arbeit. Hangend und bangend in schwebender Pein befand sich gestern Nachmittag ein Maurer, der auf einem Hängegerüst am Hause der Deutschen Bank, Behrenstr. 9, beschäftigt ist. Derselbe hatte durch irgend einen Umstand auf der schwachen Unterlage das Gleichgewicht verloren und wäre mit Sicherheit zerschmettert auf dem Bürgersteige der Straße angekommen, hätte er nicht geistesgegenwärtig ein Seil ergriffen, welches zufällig von dem Gerüst herabhing. An diesem Seile hielt er sich mit fast übermenschlicher Kraft mehr als 5 Minuten, bis ihm durch unten arbeitende Genossen in Gestalt einer hohen Leiter ein Stützpunkt geschaffen wurde. Von dieser stieg er mit blutenden Händen hinab. Halb ohnmächtig unten angekommen, mußte er sich erst einige Zeit erholen, bis er mittheilen konnte, daß die Hilfe gerade noch zur rechten Zeit gekommen war und daß er keine Minute länger sich hätte halten können.

Ein nicht minder entsetzlicher Vorfall ereignete sich gestern Mittag gegen 12½ Uhr auf dem Hohensteinweg. Dort hatte vor dem Hause Nr. 8 ein Hausdiener mit einem Handwagen gehalten und war im Begriff, das Gefährt umzuwenden, als er von einem aus der Königstraße schnell herankommenden, mit Kalksteinen schwer beladenen Arbeitswagen erfaßt und zu Boden gerissen wurde. Er kam hierbei so unglücklich unter den schweren Wagen, daß ihm ein Vorderrad über den Kopf, die Brust und den linken Oberschenkel ging. Der Aermste wurde auf der Stelle getödtet, nachdem er noch angstvoll den Ruf „Meine Kinder!" ausgestoßen hatte. Passanten hoben die entsetzlich zermalmte Leiche auf und trugen sie zunächst nach dem Flur des Hauses Hohensteinweg 8. Der von dem Unglücksfall unverzüglich in Kenntniß gesetzte Polizellieutenant des Reviers erschien nach kurzer Zeit mit einem schleunigst requirirten Arzt, der indeß eben nur noch den Tod des Mannes zu konstatiren vermochte. Der Kutscher des Wagens, der das Unglück angerichtet hat, soll angetrunken gewesen sein und mit seinem schweren Gefährt schon in der Königsstraße mit anderen Fuhrwerken karambolirt haben.

Brandwunden am Kopf und Rücken erlitt gestern der Hausdiener einer in der Bergmannstraße 24 belegenen Destillation, welcher im Keller mit dem Abziehen von Spiritus beschäftigt gewesen und dabei mit Licht unvorsichtig umgegangen war.

Ins Wasser geworfen wurde gestern Nachmittag der am Nordhafen mit seinem Kahn ankernde Schiffer Z. Derselbe war mit mehreren Männern am Qual in Streit gerathen und hatte von seinem Messer Gebrauch gemacht, mit welchem er zwei seiner Angreifer leicht verwundete. Diese drangen nun auf Z. ein, packten ihn und warfen ihn in das Wasser. Da Z. nur schlecht schwimmen kann, so wäre er wohl ertrunken, wenn nicht Leute, die den Vorfall von weitem angesehen, Stangen herbeigeholt hätten, mittelst welcher sie den bereits Erschöpften herauszogen. Die Gegner desselben hatten sich beim Herannahen anderer Personen geflüchtet.

Polizeibericht. Am 11. d. M. früh machte eine Frau in ihrer Wohnung in der Wiesenstraße den Versuch, sich mittelst einer Morphiumlösung zu vergiften. Sie wurde auf ärztliche Anordnung mittelst Krankenwagens nach der Charitee gebracht. — Bei dem am Vormittag stattgehabten starken Regen drangen so große Wassermassen in den Keller des Stallschreiberstraße 29 wohnhaften Schlächtermeisters Henkel, daß die Feuerwehr mit dem Auspumpen desselben mehrere Stunden lang beschäftigt war. Schuld an dem Vorfall war, daß, um Abfälle des Geschäftsbetriebes bequemer beseitigen zu können, der in dem Keller befindliche Verschlußdeckel des Kanalisationsrohres unbefugter Weise abgeschraubt worden war. — Nachmittags gingen in der Zimmerstraße die Pferde eines Rollwagens durch. An der Ecke der Wilhelmstraße versuchte der Dienstmann Schwalm sie aufzuhalten, wurde aber dabei von dem stürzenden Handpferd umgerissen und erlitt dadurch nicht unbedeutende Verletzungen im Gesicht und am Hinterkopf. — Um dieselbe Zeit wurde in der Holzmarktstraße ein 14 Jahre alter taubstummer Knabe durch eine von dem Kutscher Bogl geführte Equipage am rechten Unterschenkel überfahren. — An demselben Tage fanden Kreuzbergstraße 6 und Teltowerstr. 22 unbedeutende Feuer statt. Ferner gerieth Bergmannstr. 24 im Keller einer Destillation Spiritus in Brand. Der Hausdiener Engler erlitt dabei nicht unbedeutende Brandwunden am Kopf und Rücken und mußte mittelst Droschke nach der Charitee gebracht werden.

* * *

Im Königstädtischen Theater beginnt am Freitag, den 14. d. M., der beliebte Komiker Herr Eduard Weiß ein auf vorläufig 6 Abende berechnetes Gastspiel und zwar zuvörderst in seiner Glanzrolle des „Klapphorn" im „Bettelstudent von Berlin". Herr Weiß, der diese Rolle im Ostend-Theater mehr als 140 Mal spielte, wird auch an dieser Stätte ein willkommener Gast sein. — Die nächste Gastrolle des Herrn Eduard Weiß ist der „Dietrich" in der Gesangsposse: „Anna, zu Dir ist mein liebster Gang", und wird in der Titelrolle zugleich Marie Stolle ein Gastspiel eröffnen.

---

seinen klaren Gedanken davon; sie dachte überhaupt nicht sehr klar, doch hatte sie die dunkle Empfindung, dieser kalte, feuchte Hinterhof mit dem faulenden Holzzaun und dem sickernden, rieselnden Wasser, das vom jähen Abhang kam, dies sei ihr Leben. Weiter oben war es hell und leicht und sonnig. Aber dort hinauf kam sie nicht mehr. Denn alles war so seltsam und in ihr war wohl etwas entzwei. Und niemand dürfe sie sehen, nein, niemand.

Doch in der frischen Luft hier war es prächtig; begehrlich sah sie hinauf nach der lichten Haldenböschung. Sie athmete schwer. Da lagen zwei Buben hinter einem Hagedornbusch; sie sahen herab und erblickten sie. Heia, da waren sie in Sicherheit; nun konnten sie die dumme alte Jungfer necken.

„Verrückte Petrine Sivertsen!" gellte es von oben durch die dünne Luft herab; „verrückte Petrine, ver—rück—te!" „Wo hast du deinen Jungen hin!" rief der Andere. Sie pfiffen in die Finger und schrien herab. Petrine sah empor, einen einzigen, raschen, hilflosen Blick, dann flog sie wie eine gejagte Hindin durch den Hof zurück. Die oben lachten, ein langgezogenes, lautes Gelächter, das sie wieder und wieder packte. Doch drinnen auf dem Boden in der kleinen, dunkeln Hinterstube lag Petrine und weinte. Die spitzen, dünnen Schulterblätter bebten unter dem schwarzen Kleide. Die Arme lagen hilflos auf dem Boden ausgestreckt. Allein sie hatte ja gesündigt und mußte dafür büßen.

Gerade an diesem Nachmittag hatte Konsul Nicolaj Brahm ein Herrendiner. Vor kurzem war ein Sternschnuppenfall gewesen und ein Olafskreuz hatte sich auf seine Brust herabgesenkt. Für seine Verdienste als Mensch und Bürger im Staate. Natürlich feierte er den Tag. Und deshalb saßen nun Wortführer und Repräsentanten, Stadtvogt und Glöckner, Probst und Pastor längs des Mittagstisches in einer langen, lächelnden Reihe.

Der Wortführer hatte gerade eine Rede auf den Konsul beendigt und ihn ein Horn genannt, aus welchem Segen auf die Stadt floß. Unwillkürlich mußte man denken, daß der Segen in Tropfen kam. Daher hatte er „in vollen Schalen" beigefügt.

Dann hielt der Konsul eine kleine, hübsche Rede von dem geringen Können und dem großen Wollen. Und da rief man ein dreifaches Hurrah dem Konsul Brahm, dem ersten Mann der Stadt — laut, kurz und kräftig.

Das Sonnenlicht floß in breiten, leuchtenden Strömen durch die hohen Fenster herein. Es waren dieselben Sonnenstrahlen, nach welchen Petrine in dem dunkeln Hinterhof so sehnsuchtsvoll emporblickte.

„Es wird doch noch gutes Wetter," sprach der Pastor, „unserem Wirth zu Ehren," fügte er galant hinzu.

Und das Licht brach sich in unzählige rothe, gelbe und grüne Strahlen in den Prismen des Kronleuchters da oben; es fiel spielend und schmeichelnd auf das glänzende Silberzeug, schien durch die vollen Champagnergläser und spiegelte sich in goldenen Flecken auf dem weißen Tischtuch, machte dann einen kleinen Abstecher zu den blanken Knöpfen und Goldschnüren an dem Frack des Stadtvogts (er war zu Ehren des Tages in Uniform) und ruhte zuletzt auf dem neuen, glänzenden Ordenskreuz auf des Konsuls Brust. Dies schoß Strahlen und leuchtete wie ein Stern, und war es wohl auch.

Und der Konsul blickte hin auf alle die freundlichen, wohlwollenden, rücksichtsvoll lächelnden, aufmerksam passenden Gesichter — die, welche gegen die Fenster gewendet saßen, blinzelten im scharfen Sonnenlicht — und dann auf das leuchtende Ehrenzeichen auf seiner linken Brust, und ihm schien die Welt nicht so übel zu sein.

Im Grunde war es lustig zu leben. Das heißt, wenn man ein gutes Gewissen besaß und wußte, daß man seine Pflicht gethan.

Konsul Brahm leerte sein Champagnerglas.

Gerichts-Zeitung.

Die Gerichtsferien gehen am Sonnabend, den 15. d. M., zu Ende. Die bis dahin unterbrochenen Fristen nehmen vom selben Tage ab ihren Fortgang.

Eine kaum glaubliche Frechheit bei Ausführung eines schweren Diebstahls hat eine gewisse Anna Heide an den Tag gelegt, welche gestern der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I vorgeführt wurde. Sie war in den Dienst des in der Wrangelstraße wohnhaften Schlächtermeisters Wolff getreten, wurde aber nach vier Tagen wieder entlassen, weil sie kein Dienstbuch vorzuzeigen vermochte. An dem Abende ihrer Entlassung vermißten die Gesellen den Schlüssel zum Schlachthause und mußten als Nothbehelf die Thüre mittelst eines Strickes zubinden. Diesen Schlüssel hatte die Angeklagte, welche einen Diebstahl geplant, vorher beseitigt. In der Nacht begab sie sich ins Schlachthaus, von wo sie unbehindert in die Wohnräume ihrer früheren Herrschaft gelangen konnte. Zunächst begab sie sich in die Küche, wo sie sich zu ihrem Vorhaben durch Speise und Trank stärkte. Dann schlich sie sich in das Schlafzimmer, wo die Wolff'schen Eheleute in ihren Betten lagen. Aus einer auf dem Tische stehenden Geldschwinge eignete sie sich sieben Mark an, ferner nahm sie eine über dem Kopfe des Schläfers hängende Taschenuhr an sich und ein Korsett der Frau Wolff, welches auf einem Stuhl vor deren Bett lag. Als sie im Schlachthause Geräusch zu hören glaubte, kroch sie unter das Bett der Frau Wolff und hier blieb sie bis zum Morgen liegen. Wolff erhob sich zuerst und als er die in der Küche herrschende Unordnung bemerkte und das Schlachthaus offen fand, weckte er seine Frau. Diese bemerkte sofort das Fehlen der gestohlenen Gegenstände. Durch Zufall wurde die Diebin entdeckt und aus dem Versteck hervorgezogen. Der Gerichtshof belegte die geständige Angeklagte mit einer Gefängnißstrafe von 9 Monaten.

Ein etwas zweifelhafter „Geschäftskniff", den viele Möbelhändler anwenden sollen, kam in einer Verhandlung zur Sprache, welche gestern die erste Ferienstrafkammer des Landgerichts I beschäftigte. Der Möbelhändler Kammer pflegt sich eines Theils seiner Waare durch hin und wieder veranstaltete Auktionen zu entledigen. Um nun zu verhüten, daß die Sachen nicht gar zu billig losgeschlagen werden, engagirte er mehrere Personen, welche durch Mitbieten die Preise in die Höhe treiben respektive erstehen. Um die Täuschung vor dem Publikum zu vollenden, werden diese falschen Bieter von ihm mit den nöthigen Geldmitteln ausgestattet, damit sie im Falle des Zuschlags sofort bezahlen können. Einer dieser Handlanger war auch der wegen Unterschlagung angeklagte Schornsteinfeger Friedrich Hellrung. Zu wiederholten Malen hatte er seine Rolle bei den Auktionen zur Zufriedenheit seines Auftraggebers gespielt. Eines Tages erhielt er zu dem bewußten Zweck 100 M. anvertraut, diesmal ließ er sich aber nicht bei der Auktion sehen, sondern verbrauchte das Geld für sich. Der geschädigte Zeuge mußte es sich gefallen lassen, daß der Vorsitzende das geschilderte Manöver in etwas abfälliger Weise kritisirte und der vielfach vorbestrafte Angeklagte, daß er zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt wurde.

Die Geschichte einer literarischen Arbeit kam in eingehender Weise in einer Verhandlung zur Sprache, welche gestern die dritte Ferienstrafkammer des Landgerichts I beschäftigte. Die Schriftstellerin und Dichterin Fräulein Elise Schmidt, welche sich auf der Anklagebank befand, sollte sich eines Betruges schuldig gemacht haben. Vor etwa zwei Jahren ließ die Angeklagte durch den Redakteur der Schriftstellerzeitung, Dr. Lange, dem Redakteur des „Bär", Herrn Walls, ein umfangreiches Manuskript zum Ankaufe anbieten. Die Arbeit betitelte sich: „Das Viergespann auf dem Brandenburger Thore", beschäftigte sich mit der Geschichte dieses Monuments und mit der des Herstellers, des Bildhauers Schadow, und wies in der Einleitung besonders auf die Bedeutung dieses weltberühmten Kunstwerks mit Bezug auf die gerade stattfindende Kunstjubiläumsausstellung hin. Herr Walls verhielt sich anfangs ablehnend, weil er der Ansicht war, daß das Viergespann mit der Jubiläums-Ausstellung nichts zu thun habe; als die Verfasserin ihr Anerbieten wiederholte, erklärte er sich unter der Bedingung zur Annahme der Arbeit bereit, daß er dieselbe als Material zu einem Auszuge benutzen dürfe, den er selbstständig anzufertigen beabsichtigte. Da die Verfasserin hiermit einverstanden war, erhielt sie eine Abschlagszahlung von 160 Mark. Bald darauf hatte der Redakteur Walls Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der Inhalt der fraglichen Arbeit im Wesentlichen einer Reihe von Artikeln entnommen war, die bereits vor zehn Jahren in den Sonntagsbeilagen der „Vossischen Zeitung" erschienen waren. Da „Der Bär" nur Originalartikel bringt, hielt Redakteur Walls die erstandene Arbeit der Angeklagten für werthlos und sich wissentlich für übervortheilt. Die so Beschuldigte bestritt entschieden, daß sie sich im Sinne der Anklage vergangen. Daß sie jene Artikel der „Vossischen Zeitung" benutzte, habe sie dem Redakteur Walls allerdings nicht mitgetheilt, es dem Redakteur Dr. Lange, welcher auf ihre Bitte die Vermittlerrolle übernommen hatte, aber ausdrücklich erklärt. Im übrigen sei die betreffende Arbeit, welche viel Neues enthalte, als eine durchaus selbstständige anzusehen und auch später im Decker'schen Verlage erschienen. Zeuge Dr. Lange bestätigte, daß die Angeklagte ihm die „Vossische Zeitung" als theilweise Quelle angegeben, aber hieran die Frage geknüpft habe, ob sie verpflichtet sei, dem ev. Käufer hiervon Kenntniß zu geben. Der Zeuge habe dies bejaht und würde dem Redakteur Walls auch Mittheilung davon gemacht haben, wenn er persönlich mit ihm hätte sprechen können. So habe er sich aber darauf beschränken müssen, die Arbeit mit einer Empfehlung an Herrn Walls zu schicken, in der Voraussetzung, daß die Art der Herstellung der Arbeit bei der direkten Verhandlung mit der Verfasserin zur Sprache kommen würde. Uebrigens herrsche in schriftstellerischen Kreisen eine noch nicht endgiltig entschiedene Meinungsverschiedenheit darüber, inwieweit ein Verfasser dem Verleger gegenüber die eventuell benutzten Quellen anzugeben verpflichtet sei. Redakteur Walls blieb dabei, daß der Verleger des „Bär" durch die Angeklagte getäuscht und geschädigt worden sei, er sei ermächtigt zu erklären, daß der spätere Verleger der Arbeit der Angeklagten sich ebenfalls für übervortheilt halte. Während der Staatsanwalt auf Grund der Beweisaufnahme die Anklage aufrecht hielt und gegen die Beschuldigte eine Geldstrafe von 50 M. beantragte, hielt der Gerichtshof die letztere nicht für überführt, wissentlich eine Täuschung in gewinnsüchtiger Absicht vorgenommen zu haben, zumal in schriftstellerischen Kreisen eine Partei auf dem Boden der Angeklagten stände. Aus diesem Grunde sei auf Freisprechung erkannt worden.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Der Streik der Töpfer bei Hausleiter u. Eisenbeiß hat nur einen Tag gedauert. Das einmüthige Zusammenstehen der Kollegen hat bewirkt, daß die Firma alle Forderungen der Gesellen bewilligt hat. Bravo!

In der Dresdener Textilindustrie sind nicht weniger als 84,2 pCt. aller Arbeiter weiblichen Geschlechts. Welch' niedrige Löhne, welch' Fabrikantenunglück, welche Unsumme zerstörten Familienlebens!

In Kirchenlamitz, einem bayerischen Weberdorf, verdienen die Arbeiter täglich nur 80—120 Pf. und nähren sich kümmerlich von Kaffeesurrogaten und Kartoffeln. So sagt Doktor von Kerthenstenier im neuesten Generalbericht über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern.

Vereine und Versammlungen.

An die Drechsler und verwandten Berufsgenossen. Kollegen! Wenn wir in unserer Gewerkschaft Umschau halten, so finden wir allüberall die traurigsten Lohn- und Arbeitsverhältnisse. Ueberaus lange tägliche Arbeitszeit bei den denkbar niedrigsten Arbeitslöhnen, trotz der größten Arbeitsthätigkeit unsererseits, wird wiederum die traurige Gewißheit werden während der jetzt kommenden sogenannten „guten Saison" des Drechslers. Soll nun ein derartiges „Arbeitssystem" fortwährend das herrschende bleiben, welches allein dazu dient, die Arbeitskraft des Einzelnen auszubeuten, ihm somit in absehbarer Zeit dem Ruin seiner physischen Kraft entgegenführt, damit zugleich aber der jetzt schon winzige Arbeitsverdienst auf jenes Niveau herabsinkt, mit dem dann jede auch noch so anspruchslose menschenwürdige Existenz aufhört zu sein? — Nein! und abermals Nein! sei die alles übertönende Antwort der Gewerkskollegen! — Nun wohlan denn! Wenn ihr gewillt seid, derartigen Lohn- und Arbeitsverhältnissen durch den moralischen Druck der Einigkeit ein „bis hierher und nicht weiter" entgegenzurufen, wenn ihr gewillt seid, für Euch und Eure Familien eine bessere, menschenwürdige Existenz zu erringen, dann raffet Euch auf! Lasset den Ruf der Einigkeit in allen Stätten der schaffenden, werkthätigen Arbeit ertönen und wir werden und müssen zum Siege gelangen! Vorwärts! Kollegen, folgt dem dringenden Appell an die Einigkeit! Erscheint alle, Mann für Mann, in der öffentlichen Generalversammlung der Drechsler und Berufsgenossen Berlins, welche am Dienstag, den 18. September, Abends 8½ Uhr, im Königstadt-Kasino, Holzmarktstr. 72 (Ecke der Alexanderstr.), stattfindet. (Tagesordnung: 1. Unsere Lohnverhältnisse und „Was wir wollen." 2. Die Stellung der Berliner Gewerkskollegen für den Eintritt in eine Lohnbewegung. 3. Verschiedenes.) Auf Grundlage der vorstehenden Tagesordnung werden wir jene Forderungen Euch zur Diskussion unterbreiten, welche allein eine Besserung unserer gewerkschaftlichen Verhältnisse erwarten lassen. Nicht wir allein wollen Euch den Weg vorschreiben, der zu beschreiten ist, sondern Ihr, in der imposanten Masse Eurer Zahl, sollt die Entscheidung fällen, jene Entscheidung, im Bunde mit der Einigkeit, soll dann unsere Losung sein! Auf denn zur Versammlung! (Wir ersuchen die Kollegen um weiteste Verbreitung des obigen.) Mit kollegialischem Gruß: Die Einberufer. — Alle arbeiterfreundlichen Zeitungen werden um Abdruck des obigen ersucht.

Volksversammlung in Charlottenburg. Am Sonntag, Vormittags 11 Uhr, fand in Charlottenburg in Wodrich's Salon eine öffentliche Volksversammlung mit der Tagesordnung „Gesetzentwurf der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter" statt. Referent war Herr Kaufmann Auerbach aus Berlin. Die Versammlung wurde um 11½ Uhr eröffnet, zur Leitung derselben wurden die Herren Wernike, Saffe und Nieder gewählt. Alsdann erhielt Herr Auerbach das Wort zum Vortrage. Oft von Beifall unterbrochen, führte derselbe den anwesenden Arbeitern ein Bild des Gesetzes vor Augen und kritisirte die einzelnen Bestimmungen, besonders das Quittungsbuch, das zum Arbeitsbuch für alle Arbeiter werden würde. Nachdem der Referent unter stürmischem Beifall seinen Vortrag beendet hatte, gelangte folgende Resolution zur Verlesung: „Die am 9. September 1888 in „Wodrich's Salon" zu Charlottenburg tagende öffentliche Volksversammlung erklärt: daß der Gesetzentwurf, betreffend die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter, für sie unannehmbar ist, weil 1. die Altersgrenze eine viel zu weit hinausgeschobene ist, 2. die Rente eine viel zu geringe ist, und 3. das Quittungsbuch unbedingt zu dem von den Zünftlern geforderten Arbeitsbuch werden muß; die Versammlung erklärt ferner, daß die sozialen Schäden, die im heutigen Produktionswesen wurzeln und die traurige Lage des Arbeiterstandes bedingen, nur beseitigt werden können durch Einführung derjenigen Arbeiterschutzgesetzgebung, welche seiner Zeit durch die sozialdemokratische Fraktion dem Reichstage unterbreitet wurde." Kaum waren die letzten Worte gesprochen, da löste der überwachende Polizeilieutenant auf Grund des § 9 die Versammlung auf. Unter Hochrufen auf die deutsche Sozialdemokratie verließen die Arbeiter, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, ruhig den Saal. Beschwerde wird erhoben.

Fachverein der Steindrucker und Lithographen. 3. Stiftungsfest. Humoristischer Herrenabend Sonnabend, den 22. September, in Mundt's Salon, Köpnickerstr. 100. Billets sind zu haben bei den Herren Vorstandsmitgliedern: A. Jastrau, Steindrucker, Schönleinstr. 23, 3 Tr. M. Preuß, Lithograph, Krautsstr. 26a, 3 Tr. O. Sillier, Steindrucker, Krautsstr. 26a, 4 Tr. P. Spielmann, Steindrucker, Adalbertstr. 83, 2 Tr. P. Springer, Lithograph, Gräfestr. 81, 3 Tr. A. Hendrich, Steindrucker, Langestr. 86, 3 Tr. W. Weide, Steindrucker, Köpnickerstr. 61a, H. 1 Tr. A. Leuschner, Schönhauser Allee 70 D, sowie im unentgeltlichen Arbeitsnachweis des Vereins bei C. Scheidenreich, Steindrucker, Elisabeth-Ufer 42. — Mitglieder, welche durch Vorträge beim Herrenabend mitwirken wollen, können sich bei Obenstehenden einige Tage vor dem Feste melden.

Mitgliederversammlung der Filale Berlin 7 der Allgemeinen Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (E. H. Nr. 29 Hamburg) am Sonnabend, den 15. September d. J., Abends 8½ Uhr, bei Jakob, Lindowerstraße 26. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Wahl von Beitragsammlern und Krankenbesuchern. 3. Verschiedenes.

Gesang-, Turn- und gesellige Vereine etc. am Donnerstag. Männergesangverein „Lätitia" Abends 9 Uhr in Bettin's Restaurant, Veteranenstr. 19. — Gesangverein „Bretzelschluß" Abends 8½ Uhr im Restaurant Schumann, Alte Jakobstraße 38. — Männergesangverein „Nordstern" Abends 9 Uhr im Restaurant Jacob, Lindowerstr. 26. — Schäfer'scher Gesangverein „der Elfer". Abends 9 Uhr bei Wolf u. Krüger, Skalitzerstraße 126, Gesang. — Gesangverein „Blüthenkranz" Abends 9 Uhr im Restaurant Dresdenerstr. 40. — Männergesangverein „Alexander" Abends 9 Uhr im Restaurant Rose, Straußbergerstraße 3. — Männergesangverein „Liedesfreiheit" Abends 9½ Uhr im Restaurant Siemund, Linienstr. 8. — Gesangverein Männerchor „St. Urban" Abends 9 Uhr Ritterstr. 105. — Gesangverein „Deutsche Liedertafel" Abends 9 Uhr Köpnickerstr. 100. — Gesangverein „Norddeutsche Schleife", Abends von 9—11, Michaelkirchstr. 39 — Turnverein „Hasenhaide" (Lehrl.-Abth.) Abends 8 Uhr Dieffenbachstr. 60—61. — „Berliner Turngenossenschaft" (7. Lehrlings-Abtheilung) Abends 8 Uhr in der städtischen Turnhalle, Britzerstraße 17—18; — desgl. 6. Männer-Abtheilung Abends 8 Uhr in der städtischen Turnhalle, Gubenerstraße 51. — Lübeck'scher Turnverein (Männer-Abtheilung) Abends 8 Uhr Elisabethstraße 57.58. — Allg. Arends'sche Stenographenverein, Abth. „Louisenstadt", Abends 8½ Uhr im Restaurant Preuß, Oranienstraße 51. — Arends'scher Stenographenverein „Phalanx" Abends 8½ Uhr im Restaurant „Zum Buckower Garten", Buckowerstraße 9. — Berliner Stenographen-Verein (System Arends) Abends 9 Uhr im Restaurant Friedrichstraße 208. — Stolze'scher Stenographen-Verein „Nord-Berlin" Abends 9 Uhr Schlegelstraße 44 — Verein der Naturfreunde" Abends 9 Uhr im Restaurant Wienerstraße 35. — Verein der Unruhstädter Abends 8 Uhr im „Königstadt-Kasino", Holzmarktstraße 72. — Rauchklub „Kernspitze" Abends 8½ Uhr im Restaurant, Holzmarktstraße 44. — Rauchklub „Arcona" Abends 9 Uhr bei Brandt, Forsterstraße, Ecke der Reichenbergerstraße. — Rauchklub „Dezimalwaage" Abends 9 Uhr im Restaurant Lock, Krautsstraße 48. — Rauchklub „Vorwärts" Abends 9 Uhr bei Herrn Tempel, Restaurant „Zum Ambos", Breslauerstraße 27. — „Orientalischer Rauchklub" Abends 9 Uhr im Restaurant Wiechert, Oranienstraße 8.

Vermischtes.

Von dem Hochstabler Allmayer erzählt der „Fr[illegible]" folgendes gelungene Gaunerstück: Bei einem seiner Be[illegible] hatte Allmayer beobachtet, wie der Untersuchungsrichter, [illegible] dem ein Freilassungsbefehl erlangt wurde, den Befehl, [illegible] kein Formular zur Hand hatte, in Form eines Briefes an [illegible] Direktor von Mazas auf einen gewöhnlichen Bogen [illegible] unterzeichnete und stempelte. Allmayer beschloß nun, sich [illegible] einen solchen Brief zu fabriziren. Zunächst verlangte er, [illegible] erst wieder in Mazas, Papier, um seine Vertheidigungsg[illegible] aufzusetzen. Er füllte nun damit eine Menge ein[illegible] Bogen, die er bei seinem nächsten Verhöre auf dem Tische [illegible] sich ausbreitete. (Bei solchen Verhören sitzt der U[illegible]suchungsrichter an einer der Längsseiten des Tisches, [illegible] gegenüber der Protokollführer und an einer der Sc[illegible] seiten der Untersuchungsgefangene, neben dem ein Au[illegible] steht.) Allmayer warf nun, während er sich vertheidigte, [illegible] Papiere unordentlich durcheinander und benutzte schl[illegible] einen Augenblick der Unaufmerksamkeit, um einen Papierb[illegible] mit Kopf des Untersuchungsgerichts heranzuziehen und [illegible] seine Papiere zu schieben. Abends schrieb er denn auf [illegible] Bogen einen Brief an den Direktor von Mazas: „Herr Di[illegible] ich erhalte von dem Staatsanwalt den Befehl, den p. All[illegible] in Freiheit zu setzen. Ich bitte Sie daher, die Freilassung [illegible] noch zu bewirken; ich werde den förmlichen Befehl m[illegible] ausstellen. Der Untersuchungsrichter Villers." Auf ein K[illegible] schrieb er die Worte „Befehl des Staatsanwalts", und [illegible] fehlte nur noch der Stempel. Bei dem folgenden Verhö[illegible] griff Allmayer scheinbar ganz harmlos den Stempel, [illegible] beim Sprechen damit und stieß dann plötzlich das vor [illegible] stehende Tintenfaß vom Tische, daß die Tinte auf die [illegible] kleider des Aufsehers spritzte. Dann entschuldigte er [illegible] und machte den Mann darauf aufmerksam, daß [illegible] dem Kaminsims Wasser steht, womit er sich reinigen kann. [illegible] Aufseher geht dahin, unwillkürlich folgen ihm, wie Allmayer [illegible] ausgesehen, Untersuchungsrichter und Protokollführer m[illegible] Augen, und in diesem Augenblick drückt Allmayer ra[illegible] Stempel auf seinen Brief. Die letzte und nicht ge[illegible] Schwierigkeit war, den Brief an seine Adresse gelang[illegible] lassen. Zu diesem Zwecke warf ihn Allmayer nach dem [illegible] Verhör, als er auf dem Gange auf den Zellenwagen [illegible] der ihn nach Mazas zurückbringen sollte, auffällig auf die [illegible] Natürlich griff der ihn begleitende Polizist sofort nach [illegible] Kouvert und war sehr erstaunt, als er die Adresse las. [illegible] auf seine Frage hatte Allmayer nur die Antwort: „Glaub[illegible] Untersuchungsrichter etwa, ich sei sein Lakai?" Der Be[illegible] tief entrüstet über diese Respektlosigkeit, und überzeugt [illegible] Richter hätte dem Gefangenen selbst den Brief mitgegeben, [illegible] nach einem reitenden Boten und läßt das Schreiben [illegible] Mazas besorgen. Eine halbe Stunde später war Allmay[illegible] Freiheit gesetzt und hatte die Frechheit, sich noch an [illegible] selben Abend im Zuschauerraume des Th âtre franç[illegible] zeigen.

Liebe kennt kein Hinderniß. Von Advokatenli[illegible] Liebesangelegenheiten handelt folgende Geschichte, welche [illegible] „Weser-Ztg." aus Paris mitgetheilt wird: Vor einigen W[illegible] war der deutsche Kaufmann Lebrecht in Begleitung seiner [illegible] zehnjährigen Tochter Magda nach Paris gekommen und [illegible] daselbst eine Privatwohnung in der Rue Varenne bezogen. [illegible] Treppe höher befand sich die Kanzlei des jungen Advokaten [illegible] Lambert, und nach mehrmaligen Begegnungen im Ha[illegible] hatte sich der Franzose leidenschaftlich in das blonde de[illegible] Mädchen verliebt.

Die Blicke der Kleinen verriethen, daß auch ihr der [illegible] nicht mißfiel, allein Herr Lebrecht, der die größte Anti[illegible] gegen alles Fremdländische hat, verhinderte es, daß die [illegible] Leute auch nur ein Wort mit einander wechselten. Zu sch[illegible] wäre gleichfalls vergeblich gewesen, denn der Portier hatte [illegible] jungen Miether erzählt, daß der Papa alle [illegible] sofort öffne. Der Doktor war trostlos, er gl[illegible] eine Verschlimmerung seiner Lage sei unmöglich, [illegible] als er eines Morgens zwei große vollgefüllte [illegible] aus der Wohnung Lebrechts tragen sah, fühlte er, [illegible] sein früherer Zustand noch Seligkeit gewesen, denn jetzt [illegible] die Geliebte völlig aus seinem Gesichtskreise verschwinden. [illegible] Doktor war sich der Ehrlichkeit seiner Absichten bewußt [illegible] schwor, um jeden Preis mit dem Mädchen zu reden, kein [illegible] zu scheuen, um den Zweck zu erreichen.

Er machte sich reisefertig, entschlossen, im Koupee der [illegible] Platz zu nehmen, allein Herr Lebrecht winkte einen Kond[illegible] heran, und dieser sperrte ihn und sein Töchterchen gegen [illegible] angemessenes Trinkgeld von den Mitreisenden ab. An der deu[illegible] Grenze kam Lambert ein verzweifelter Gedanke; er tra[illegible] Zollamt, verlangte mit dem Vorstande zu sprechen, und [illegible] demselben: „Ich halte es für meine Pflicht, Sie aufzufo[illegible] den Herrn dort mit dem glattrasirten Gesichte und der [illegible] einer genauen Leibesvisitation zu unterziehen. Ich sage [illegible] nichts." Herr Lebrecht hatte bereitwillig dem Zollbeamte[illegible] Schlüssel seiner Koffer zur Verfügung gestellt, als man ihn [illegible] in das Bureau spazieren hieß, wurde er wüthend und hieß [illegible] Tochter, ihn einstweilen auf dem Perron zu erwarten.

Er dachte in einem Augenblick zurück zu sein, doch [illegible] man ihn eine halbe Stunde fest. Als er zurückkam und [illegible] Kind im eifrigen Gespräche mit dem Doktor sah, erriet [illegible] wer ihm den schlimmen Streich gespielt; rachedurstig kehrte [illegible] nach Paris zurück, ließ sein Gepäck allein nach Deutsch[illegible] ziehen und verklagte den Advokaten auf Verleumd[illegible] Doktor Lambert verantwortete sich dahin, daß er [illegible] wegs behauptet habe, der Herr habe geschmu[illegible] sondern einfach gerathen, den Herrn genau zu visit[illegible] „Indeß", meinte er, „auch deswegen bitte ich um Verge[illegible] Ich kann die That nicht bereuen, die mein Glück begrü[illegible] Ihre Tochter sagte mir, daß Sie kein Tyrann seien und [illegible] Zeit gönnen werden, Ihr Vorurtheil zu besiegen, um [illegible] Mädchen, das ich liebe, aus Ihrer Hand zu empfangen."

Lebrecht wandte sich unwillig ab, allein er theilte [illegible] Richter mit, daß er von der Klage abstehe, „denn", sagte er, [illegible] wäre mir schlecht gedient, wenn der Doktor eingesperrt w[illegible] mein dummes Kind wird mir sonst noch aus Schmerz da in [illegible] Fremde krank."

Telegraphische Depeschen.

(Wolff's Telegraphen-Bureau.)

Bern, Mittwoch, 12. September. Infolge eines D[illegible] bruches zwischen Lustenau und Hard ist die Vorarlberg-B[illegible] zwischen St. Margrethen und Lautrach einstweilen nicht fahrb[illegible] Die Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Buchs, welche für [illegible] Züge der Arlberg-Bahn gestern nicht fahrbar war, ist, nach[illegible] der Wasserstand des Rheins inzwischen gesunken, für den V[illegible] kehr wieder frei.

Meran, Mittwoch, 12. September. Die Befürchtung[illegible] der durch das Hochwasser eintretenden Verkehrsstörung [illegible] als beseitigt betrachtet werden. Die Unterbrechung der [illegible] bahn südlich von Botzen hat auf die Strecke Meran [illegible] Einfluß.

Verona, Mittwoch, 12. September. Durch fortdauernd[illegible] strömenden Regen sind noch andere Straßen der Stadt [illegible] schwemmt worden. Die Umgebung der Stadt steht [illegible] unter Wasser, doch haben die Dämme bisher keinen Sch[illegible] gelitten. Anläßlich der sehr beunruhigenden Nachrichten [illegible] Trient haben die städtischen Behörden die größten Vorsichtsm[illegible] regeln getroffen.

Verantwortlicher Redakteur: **R. Cronheim** in Berlin. Druck und Verlag von **Max Bading** in Berlin SW., Beuthstraße 2.